

Wie Tauge Nichts

1. Wie Tauge Nichts einen schwarzen Hahn malte (1967)
2. Wie Tauge Nichts zu sich selbst fand (1983)
3. Wie Tauge Nichts am Fluß saß (2013)
4. Wie Tauge Nichts einen wichtigen Mann traf (1995)
5. Wie Tauge Nichts Post aus Paris bekam (1996)
6. Wie Tauge Nichts eine Judennase bekam (1999/2005)
7. Wie Tauge Nichts eine Giraffe nach Hause nahm (2012)
8. Wie Tauge Nichts auf dem Gepäckträger fuhr (1984)
9. Wie Tauge Nichts an den Gleisen stand (2011)
10. Wie Tauge Nichts in die Bar ging (1995)
11. Wie Tauge Nichts unter der Erde verloren ging (2008)
12. Wie Tauge Nichts das Paarsein lernte (1977)
13. Wie Tauge Nichts im Stadtpark überfallen wurde (2010)
14. Wie Tauge Nichts einen N— strickte (1965)
15. Wie Tauge Nichts einer Kritikerin schrieb (1998)
16. Wie Tauge Nichts ein Hochhaus fallen sah (1995)
17. Wie Tauge Nichts den Reichtum kennenlernte (1965)
18. Wie Tauge Nichts den Ramsch sortierte (1968)
19. Wie Tauge Nichts Zeugin eines Verbrechens wurde (2006)
20. Wie Tauge Nichts ihre Mutter singen hörte (2011)

Wie Tauge Nichts einen schwarzen Hahn malte

Tauge Nichts ist Rechtshänderin und immer Rechtshänderin gewesen. Als es ihr noch schwer fiel, Rechts und Links zu unterscheiden, rieb sie heimlich mit beiden Zeigefingern an den Mittelfingern. Dort, wo der Zeigefinger eine Erhebung am obersten Fingerglied seines Nachbarn ertastete, war Rechts. Die Erhebung hieß Malknubbel. Er kam von den Wachsstiften, die Tauges Daumen beim Malen gegen den Mittelfinger drückte. Später wurde er zum Schreibknubbel. Er ist nie verschwunden. Ebenso wenig wie das Reiben daran, wenn es wieder einmal eng wird mit den Himmelsrichtungen.

Tauge war geübt in Marias, Jesussen, Jüngern und drei Königen, vor allem aber in Engeln mit Flügeln, die an der Taille befestigt waren und nach oben und unten gleichermaßen spitz zuliefen. Sie versuchte es auch mit Tieren, nicht nur mit Ochsen und Eseln, sondern auch mit Fröschen, Fischen und Vögeln. Und sie mochte Massenszenen, eine Pfingstgemeinde mit Flämmchen auf den Köpfen oder ein Froschschwarm. Es fiel ihr nicht schwer, einen Hahn zu malen. Und ein Hahn war die Aufgabe in der dritten Klasse Volksschule, die dritte, ganz sicher, denn die Lehrerin war Frau Müller.

Tauge Nichts setzte Ehrgeiz in den Hahn. Es sollte ein schwarzer Hahn werden und ein bunter zugleich, und das war kein Problem für sie. Erst die Farben, und zwar alle, dann Schwarz darüber. Dann das Lineal. Tauge kratzte die schwarze Wachsfarbe in Streifen weg, und der schwarze Hahn lüftete ein schillerndes Unterkleid. Dann mit Rot die Hahnenfüße, der Schnabel, der Hängelappen darunter und auf dem Kopf der pfingstliche Kamm. Der Hahn war stolz. Er füllte das ganze Blatt. Frau Müller hatte noch nie einen so schönen Hahn gesehen. Doch ihr Urteil erschreckte Tauge Nichts. Sie sollte mit dem Hahn vor die Tür gehen.

Geh nach nebenan, klopf bei Frau Ullmann in Klasse Vier und und zeig ihn vor, damit sie ihn auch sehen.

Jetzt?

Jetzt, natürlich.

Tauge Nichts ging mit dem Hahn an der Tafel vorbei und trat auf den Flur. Sie horchte in die Stille nach dem Zuklappen der Tür. Sie lief zur nächsten. Eine Weile schaute sie die andere Tür an. Dann kehrte sie zurück. Und wieder hin. Die Klassenzimmertüren waren schalldicht. Tauges Vorstellungskraft prallte daran ab. Sie hob ihre

Faust mit dem Zeigefingerhaken, um zu klopfen, und ließ die Hand wieder sinken.
Unmöglich.

Nach und nach enthüllte der Flur Tauge Nichts, was er war: ein Abgrund. Ohne an der Tür zum fremden Zimmer zu klopfen, konnte sie nicht ins eigene zurück. Sie war verbannt in das Niemandsland zwischen den Klassenzimmern und mehr noch: in ein zwischen den Pausen verbotenes Gelände. Aus Angst, beim Trödeln auf dem Gang erwischt zu werden, drückte sie sich an die eine oder andere Tür. Sie sehnte sich nach dem Klingeln und fürchtete es. Die Zeit kroch und die Zeit lief. Der Boden brannte.

Es hilft nichts, daß dieser Zustand bald endete, weil er enden mußte (indem Frau Müller aus dem Zimmer von Klasse Drei kam und Tauge ansprach, worauf Tauge gestand, daß sie den Auftrag nicht erledigt hatte, ohne erklären zu können, warum nicht, und sie in das Klassenzimmer von Frau Ullmann begleitete, wo alles ganz schnell über die Bühne ging), denn solche Zustände kehren immer wieder. Allerdings ist nicht immer ein Hahn dabei. Er hing, platt auf dem Blatt, von Tauges Hand herunter. Undenkbar, daß sie ihn vergaß, und doch fiel er in den Abgrund des Flurs und der Vergessenheit. Dort unten redete er mit Tauge Nichts und sie mit ihm.

Hahn: Ich bin stolz.

Tauge: Ich auch.

Hahn: Obwohl ich nicht fliegen kann.

Tauge: Ich hab dir ja auch keine Flügel gemalt.

Hahn: Du malst eben zu gut.

Tauge: Deshalb stehe ich jetzt hier.

Hahn: Vielleicht solltest du fliegen lernen.

Tauge: Haha, Flügel.

Hahn: Sie sind drunter. Du mußt sie rauskratzen.

Tauge: Tat es dir weh?

Hahn: Ja doch, ja.

Wie Tauge Nichts zu sich selbst fand

Irgendwann im Leben kommt der Moment, wo man sich für eine Zukunft entscheiden muß, Beruf und Haus, Mann und Maus. Ausgerechnet in dieser Zeit hatte sich Tauge Nichts im Reich der Möglichkeiten verheddert. Ich stecke fest, sagte sie zu sich, bedauerlicherweise. Es geht nicht vor und nicht zurück. Die Füße sind mir gebunden. Ich beschließe: Das ist kein Zustand.

Es ging also darum, einen Zustand herzustellen. Dazu brauchte sie einen Freiraum. Ein Freiraum mußte ein Ort sein, an dem nichts war außer ihr. Wenn sie sich an diesem Ort aufhielt, würde sie finden, was übrig blieb. Das werde ich sein, hoffte Tauge. Wo ich bin, ist ein Zustand. Und wo ein Zustand ist, kann es weitergehen.

Am ersten Dezember zog Tauge in das Häuschen ihrer Freunde Friederike Fredriksen und Johann Johansen aufs Land. Das Land war flach wie eine Landkarte, halb grün, halb grau. Das Grau war die Nordsee und hieß Blanker Hans. Das Grün war die Marsch und zu dieser Zeit ebenfalls grau. Das Haus hatte zwei Zimmer und stand am Dorfrand auf einer Warft, zusammen mit einem Baum und einem leeren Schafstall. An der Grenze zwischen Land und Meer stand eine Telefonzelle. Friederike Fredriksen und Johann Johansen wollten in dem Haus Silvester feiern. Bis dahin hatte Tauge Nichts Zeit, sich zu finden.

Sie stieg mit dem Koffer aus dem Bus und lief Haus für Haus die Dorfstraße entlang. Die Dächer hingen über die Fenster, in den Fenstern hingen Vorhänge, die Vorhänge bewegten sich. Als Tauge an allen Vorhängen vorbeigelaufen war, beschrieb die Straße eine Kurve. Hinter der Kurve lag die Warft. Das Haus war klein, der Schafstall groß. Tauge verteilte den Inhalt des Koffers auf die beiden Zimmer und besichtigte den leeren Schafstall. Dann ging sie zum Kaufladen, kaufte ein und verteilte die Einkäufe auf die beiden Zimmer. Sie setzte sich in eins der Zimmer auf einen Sessel und las in einem Buch, legte das Buch zur Seite, stand auf und betrat das andere Zimmer. Als sie sich dort umschaute, stellte sie fest, daß sie vergessen hatte, warum sie in das andere Zimmer gegangen war, und kehrte in das erste Zimmer zurück. Das war ihr Tageslauf. Nach einer Weile fiel Schnee, sie ging wieder einkaufen und besuchte den Blanken Hans. Der Wind wehte. Sie schlief, erwachte, stand auf, und dunkel wurde es gegen Nachmittag. Das Meer war grau, das Land war weiß. Dazwischen stand die Telefonzel-

le. Tauge warf das Wechselgeld ihres Einkaufs in den Münzschlitz. Am Abend kam Besuch.

Als der Besuch weg war, lief Tauge wieder zur Telefonzelle. Nach und nach versammelte sie alle Möglichkeiten um sich. Um die Warft herum parkten verschiedenfarbige Autos. Im Haus wurde Grog aufgesetzt, Nudelauflauf gekocht, Berufsberatung angeboten, Schach gespielt, Liebeshandel getrieben, Schuhwerk mit Zeitungspapier ausgekleidet, Weihnachten geplant, Katerstimmung bekämpft, Politik gemacht, Kleidung getauscht, Müll angehäuft. Der Kaufladen steigerte den Umsatz. Die Vorhänge im Dorf bewegten sich, als wehte der Wind in den Häusern. Das ging, solange die Tage kürzer wurden.

Am Morgen nach der längsten Nacht des Jahres verabschiedete sich Tauge von ihrem letzten Besuch. Sie räumte auf, bezog das Bett frisch, ließ die Waschmaschine laufen, brachte den Müll weg, staubte die Möbel ab, reinigte den Teppich, putzte die Kochplatte, wischte den Boden, klopfte die Fußmatte aus und fegte sogar den Schafstall. Eine Stunde, bevor der Bus abfuhr, war ihr Koffer gepackt. Tauge drehte die Schalter an den Heizkörpern runter und machte einen Rundgang durch das Häuschen. Als sie sicher war, daß nichts mehr an ihre Anwesenheit erinnerte, setzte sie sich auf den Sessel und betrachtete, was übrig blieb.

Nichts.

Sie trug den Koffer vor die Tür, schloß ab und legte den Schlüssel in eine Ritze über dem Türbalken. Die Fußstapfen im Schnee auf dem Weg von der Warft auf die Dorfstraße waren die einzigen Spuren, die sie hinterließ.

Am Neujahrstag rief Friederike Fredriksen an. Das ist kein Zustand hier, sagte sie. Wir haben kein Wasser. Das Rohr ist gebrochen. Warum hast du nur die Heizung ausgestellt?

Damit alles wie vorher ist, sagte Tauge kleinlaut.

Aha, sagte Friederike und lachte. Jedenfalls denken wir viel an dich. Es ist nicht zu übersehen, daß du da warst.

So fand Tauge Nichts zu sich selbst.

Wie Tauge Nichts am Fluß saß

Das Städtchen hat mehrere Flüsse, den größeren und viele kleine, deren Namen wie Straßennamen genannt werden. Das Flößchen oder der breite Bach, an dem Tauge Nichts saß, heißt Die Steinlach. Auf Tauges Schoß lag ein Buch, dessen Kante mit dem Kleidsaum über den nackten Knien abschloß. Drumherum freie Zeit, die langsam ablief (Tag um Tag), und eine große Hitze. Es war ein guter Platz, unterhalb der grasbewachsenen Böschung: ein Stein als Sitz, zwei als Rückenlehne, und für die Füße Steine unter Wasser.

Tauge las zugleich im Buch und im Fluß. Auf ihrer Höhe bildeten die überall aus dem niedrigen Wasser ragenden Steine einen Wall quer durchs Flußbett, durchlässig und kaum erhaben und doch hoch und dicht genug, um dem Wasser eine schnellere Bewegung abzugewinnen und ein stärkeres Singen. Tauge las *Stromschnelle* und *Singen* auf der Kante zwischen Buch und Knie, die ihre Füße unter Wasser halb verdeckten. Da entdeckte sie, daß der Gesang zweistimmig war und ein Mädchen, vor sich hin singend, über die Steine balancierte, sechsjährig vielleicht, barfuß und im Badeanzug, ein hübsches und damit ganz normales Mädchen mit blondem, wirr-gelocktem, auf die Schultern reichendem Haar. Das Balancieren, nicht das Vorwärtskommen nahm seine ganze Aufmerksamkeit gefangen, so daß es über oder durch das Wasser eher trudelte als ging, ähnlich wie seine Stimme, die dasselbe zu tun schien, eine einzige Bewegung, so wie Tauges Schauen eine einzige Bewegung zwischen dem Verfolgen der Zeilen und der Beobachtung von Fluß und Mädchen war. *Warum gibt es nicht den Helden der Flucht?* stand in dem Buch. An einer Stelle war die Stadt Anchorage falsch geschrieben. Sie hieß nun *Encorage*. Später sah sich Tauge Satellitenbilder von Anchorage an. Auch in Alaska war es sommergrün.

Von einem Aufenthalt zum andern, einer Ablenkung zur andern näherte sich das Kind und mit ihm der Singsang, der das Stehen, Niederhocken und Gehen begleitete. Tauge Nichts, für die das Innehalten und die Zerstreuung gleichermaßen Teil ihrer Tätigkeit, des Lesens geworden war, nahm zwischendurch auch die Stelle in den Blick, von der sich das Mädchen entfernte, eine vielleicht zwanzig Schritte weiter an der Böschung auf einer Decke lagernde Menschengruppe, zwei Frauen und drei andere, kleinere Kinder. Sie schienen dem Schicksal und der Geschicklichkeit der Flüchtigen ganz

zu vertrauen, schickten gerade einmal ab und zu einen ebenso flüchtigen Blick das Wasser herunter. Da – natürlich plötzlich, natürlich, als Tauge gerade wieder in ihrem Buch versunken war – erklang die andere Melodie, ein Weinen. Das Mädchen hatte den Wall überquert. Sie saß mit dem Rücken zu ihrer Laufrichtung auf einem deutlich aus dem Wasser ragenden Stein, hatte den rechten Fuß hochgehoben und umfaßte ihn mit beiden Händen. Tauge rief ihr etwas zu, und als das Weinen lauter wurde, watete sie am Rand des Walls hinüber; schwierig genug – warum? fragte sie sich, vielleicht, weil sie ein dringendes Ziel hatte?

Ankommend, teilte sie den Schreck des Kindes. Zwischen dem großen und dem zweiten Zeh hing ein bizarr gekrümmter, verrosteter Draht von der Dicke und Länge eines Regenwurms und ebenso stumpf. Das Mädchen starrte mit faszinierter Angst auf den Fremdkörper, zögerte, ihn anzurühren, und zuckte auch vor Tauges Berührung zurück, die aber – oder war es allein das Zucken? – die Befreiung brachte: Das Ding fiel ins Wasser zurück. Der Fuß war unverletzt. Aber das Mädchen hatte seine Unbeschwertheit verloren, es konnte oder wollte keinen Schritt mehr gehen. Tauge Nichts hob es hoch und trug es über die Steine zum Ufer zurück, murmelte dabei eine eigene, besänftigende Melodie und dachte an den Heiligen Christophorus, während doch weniger die Last als der unsichere Boden sie Anstrengung kostete. Zugleich fühlte sie Tropfen auf Gesicht und Armen: Die Wolken, die sich gegen Mittag im Westen gebildet hatten, brachten in diesem Moment den ersten Regen seit Wochen.

Gras unter den Füßen, trug sie das Mädchen weiter in Richtung der Gruppe, bis es ihr mit einem kleinen Aufbäumen aus den Händen und auf die eigenen Füße glitt. Am Böschungshang, wieder eingekehrt in das diesseitige Kinderleben, rannte es auf die Mitkinder und die Frauen zu, die seiner Rückkehr mit demselben Gleichmut entgegenblickten, den sie bei seiner allmählichen Entfernung gezeigt hatten.

Tauge Nichts sammelte Buch, Tasche und Fahrrad ein und fuhr durch den leichten Regen davon. Noch während der Fahrt klarte es wieder auf.

Wie Tauge Nichts einen wichtigen Mann traf

Es regnet. Um 18 Uhr 25 betritt Tauge Nichts das Hotel Vier Jahreszeiten. Sie trägt eine schwarze Hose, ein Wolljackett und einen roten Regenschirm, der bald kaputtgehen wird. Um 18 Uhr 30 erwartet sie im Foyer ein wichtiger Mann aus Zürich. Er will sie kennenlernen. Als Erkennungszeichen will er eine Frankfurter Allgemeine unter dem Arm tragen. Um 18 Uhr 40 fragt Tauge Nichts den Rezeptionisten nach einer Nachricht und bittet ihn, auf dem Zimmer des Mannes anzurufen. Noch immer hängt Tauge der nasse Schirm am Arm. Um 18 Uhr 45 kommt ein kleiner Mann aus einem Seitengang. Er trägt Fliege und Weste, beide mit schillerndem, goldfarbenem Palmettenmuster. Keine Zeitung.

„Wir warten in der Lounge auf Sie“, sagt der Mann.

Tauge Nichts gibt den Regenschirm ab. Sie folgt dem Mann in die Bar. An einem Tischchen sitzt eine Frau, noch kleiner als der Mann. Sie trägt einen Bleistiftrock und Pumps mit ungeheuer langen Spitzen. Der Mann stellt sie vor. Ihr Händedruck ist müde. Der Mann bestellt für Tauge Nichts ein Glas Champagner.

„Ich habe Ihren Artikel nicht ganz verstanden“, sagt der Mann zu Tauge.

„Ich bespreche grundsätzlich nur Schwarzweißfilme“, sagt die Frau.

„Meine Lieblingsautoren sind Ernst Jünger und Gottfried Benn“, sagt der Mann.

„Wir haben im Michelin ein italienisches Restaurant ausgesucht“, sagt die Frau.

Der Mann steht auf und zeigt auf eine goldene Tafel mit den Namen anderer Luxushotels.

„Schau, das Taj Mahal“, sagt er.

„Ach ja“, sagt die Frau. „Und das Four Seasons in Hong Kong, da waren wir doch auch.“

„Und hier, im Raffles in Singapur.“

„Da haben sie sogar das George V.“

Der Mann hilft der Frau in den Mantel. An der Rezeption holt Tauge Nichts ihren Schirm. Das Taxi fährt zum Hamburger Michel.

„Aha, der Hamburger Michel“, sagt der Mann.

Tauge Nichts kennt das Restaurant. Der Wirt ist nett. Er ist ein Mafioso. Der Mann ißt getrüffeltes Maishuhnbrust. Die Frau Kalbscarree. Tauge Seeteufel.

„Abbassi per favore il volume della musica“, sagt die Frau zur Kellnerin. Die Kellnerin versteht nicht. Sie ist eine Deutsche.

„Würden Sie bitte die Musik leiser stellen“, sagt die Frau.

„Meine Zweitsprache ist Italienisch“, sagt sie zu Tauge.

„Es ist zu warm“, sagt der Mann zur Kellnerin. „Würden Sie bitte die Heizung herunterstellen.“

„Was halten Sie von der Rechtschreibreform?“ fragt der Mann Tauge.

„Diese Teutonen“, sagt die Frau. „Spaghetti ohne h spricht sich Spadschetti.“

„Der Ring in der Zürcher Oper hat Bayreuth weit übertroffen“, sagt der Mann.

„Sie kennen doch die Theaterredakteurin?“ fragt die Frau. „Sie schwimmt im Sommer jeden Morgen eine Runde im Zürichsee.“

Der Mann zahlt.

„Wir begleiten Sie nach Hause“, sagt er. „Doch, selbstverständlich begleiten wir Sie nach Hause.“

Die Frau sitzt vorne. Tauge und der Mann sitzen hinten.

Das Taxi fährt über die Bernhard-Nocht-Straße. Man sieht den Hafen. Dann biegt es auf die Davidstraße. Dort ist es laut. Man sieht die jungen Huren, ungefähr fünfzehn links und rechts ungefähr zehn. Tauge macht eine Bemerkung über den Freitagabend. Der Mann und die Frau bleiben stumm. Das Taxi fährt auf die Reeperbahn. Die Gehsteige sind voll. Tauge sagt nichts mehr. Am Ende der Reeperbahn biegt das Taxi zweimal kurz hintereinander links ab. Es wird leer. An der zweiten Ecke hält das Taxi. Es ist stockdunkel. Nicht einmal die Eckkneipe hat auf.

„Hier?“ fragt der Mann.

Tauge überlegt, ob die beiden jetzt ihre Wohnung sehen wollen. Der Mann springt aus dem Wagen, geht ums Heck und öffnet die Tür auf Tauges Seite. Die Frau reicht ihre müde Hand nach hinten. Tauge nimmt den Schirm und steigt aus.

„Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen“, sagt der Mann.

Das Taxi fährt weg.

Es regnet immer noch.

Wie Tauge Nichts Post aus Paris bekam

Tauge Nichts hatte Grundsätze in der Liebe. Die wichtigsten lauteten:

Keine größere Liebe als die vergebliche.

Keine Anziehung stärker als die der Schrift.

Kein Spiel schöner als das Versteckspiel.

Jeder Körper ist jeder Körper, nur das Wort ist der eigene Leib.

Sie verliebte sich beispielsweise für einige Wochen in einen häßlichen kleinen Journalisten, als sich die Gelegenheit bot, sich mit ihm über Zeitungsartikel zu verständigen. Sie bauten Kassiber ein, die jedermann in der Umgebung beim Frühstück lesen konnte.

Zwischen dem zwölften und dem fünfzehnten Lebensjahr liebte sie ihren Musiklehrer. Er wurde ihre Religion. Über ihn schrieb sie ihr erstes Buch mit Tinte. In Momenten der Ekstase ahmte sie darin sein Lehrerkürzel nach (geheiligt sei dein Name). Nach einiger Zeit dehnte sie ihre Liebe auf auf einen Dichter aus, den er schätzte, Albert Camus. Der war um vieles schöner (siehe Humphrey Bogart) und tot. Bücher wie Bibeln. Selbstmord und Licht.

Ein paar Versuche später erwischte es sie dann unter den Mitschülern. Er hieß Lang und war lang – *tall and lazy*. Der lange Junge kam zu ihr nach Hause und verliebte sich in ihre Schwester. Das ging vorbei, die Schule ging vorbei, aber ihre Liebe nicht. Sie war mit der Kränkung eine Verbindung eingegangen, haltbar wie Cäsium, das im Waldboden immer tiefer unter die Oberfläche sickert.

Tauge Nichts wechselte Adressen und Liebschaften. Ein fleißiger Verehrer deponierte zwei- bis dreimal die Woche eine weiße Lilie und eine mit grüner Tinte geschriebene Postkarte vor ihrer Wohnungstür; den Briefkasten ignorierte er. Drin fand sich eines Tages ein Brief aus Paris. Die Handschrift: regelmäßig, nicht männlich, nicht weiblich. Die Sprache: deutsch. Der Inhalt: ein Zimmer, eine Fensterbank, ein Blumentopf mit einem Kaktus und ein Ich, das sich einen Pullover um den Kopf gewickelt hat. Die Unterschrift: ein Freund. Der Absender auf der Umschlagrückseite: A. France, Poste Restante, 52 rue du Louvre, Paris.

Tauge Nichts schickte eine Antwort in die rue du Louvre. Sie schrieb nicht: Woher hast du meine Adresse?, sondern vielleicht:

Lieber Freund,

erzähle mir bitte von der Aussicht aus dem Fenster, in dem der Kaktus steht. Meines geht auf den alten Plattenweg, der durch den Hinterhof auf die Haustür zuführt. Auf beiden Seiten stehen Büsche. Weil niemand sie schneidet, bilden sie einen durchsichtigen Tunnel. Der Briefträger ist so lang, daß er den Kopf einziehen muß, damit ihm die Zweige nicht ins Gesicht schlagen. In meinem Elternhaus sprang einmal unser Hund den Briefträger an, und mein Vater hat ihn zur Strafe geschlagen (den Hund). Ich weiß allerdings nicht, ob das nur ein schlechter Traum war. Jedenfalls habe ich die Striemen vor Augen. Sie sehen aus wie geschwollene Adern. Aber die Geschichte soll nicht traurig aufhören. Es hat geregnet, jetzt glänzen die kaputten Fliesen in der Sonne. Könntest Du eine Gauoise Maryland auf Apollinaires Grab auf dem Père Lachaise legen (die in der gelben Packung)?

So erzählte sie dem Fremden von ihrer Erinnerung an den, der er war.

Der nächste Brief handelte von der Welt außerhalb des Pariser Zimmers: Schlafende in der Metro, ein Hund auf der Kaimauer, Friedhofswege. Statt von Apollinaire war von Jim Morrison die Rede. Light my fire. Von einer Zigarette kein Wort.

Hin und Her.

Ungerührt ersetzte Tauge die Lilien in der Weinflasche; dem Briefkasten begegnete sie mit Herzklopfen. Im Schriftraum wandelte sie mit dem Unbekannten durch die Lücken zwischen lichten Büschen und sprechenden Gräbern.

Leider hat die Geschichte ein trauriges Ende. Als der Stapel eine Handbreit hoch war, gab Tauge Nichts dem Gehämmere ihres Herzens nach. Die Lücke schloß sich, kurz darauf blieben die Briefe aus. Jahre später sahen sie sich. Der Junge Lang war ein Mann geworden – lang und langweilig. Sie küßten einander, sie verabredeten eine Reise nach Paris. Tauge sah ihr entgegen wie einer Beerdigung. Die vergebliche Liebe endete in Montparnasse, einem Hotelzimmer mit deckenhohen Holztüren und dicken grünen Vorhängen, wie im Roman.

Wie Tauge Nichts eine Judennase bekam

In den Jahren des ersten Großen Büchersterbens verdingte sich Tauge Nichts als freie Buchtesterin und trat ein paar Selbsthilfegruppen zur Pflege unveröffentlichter Schriften bei.

Es waren undurchschaubare Verhältnisse. Während die Bücher starben, wurden es immer mehr. Die Testblätter waren Ableger der Marktforschungsinstitute. Die Selbsthilfegruppen wurden von Lohnschreibern unterwandert. Daß es ums Geld ging, verbarg man, indem man das Geld Erfolg nannte. Deshalb mußte Tauge Schopenhauer¹ übersetzen: *Jeder, der Erfolg braucht, setzt sich hin und schreibt ein Buch. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Erfolg läge: jeder Schriftsteller wird schlecht, sobald er irgend des Erfolgs wegen schreibt.*

Die wichtigsten Erfolgsrezepte waren das Blut, die Liebe, die bösen Nazis, die guten Nazis und die guten Juden.

Tauges Selbsthilfegruppe bestand aus Tauge und fünf Männern. Eines Tages schleuste einer von ihnen ein Fräulein mit ein paar beschriebenen Seiten ein. Darauf stand etwas von einer Straßenbahn, die ein Fräulein überfuhr. Blut floß. Tauge horchte nur mit einem Ohr. Mit beiden Augen und dem anderen Ohr betrachtete sie das runde Gesicht der Lesenden, die Grübchen und die Bügelfalte in ihrer Stoffhose. Ich will nicht, daß sie überfahren wird, dachte sie bei sich. Als die Männer es tadelten, zog sie das Fräulein unter den Rädern hervor und lobte es.

Bald darauf traf bei Tauge Nichts ein Liebesbrief des Fräuleins ein, in dem es Tauge zurücklobte. Im nächsten Brief berichtete das Fräulein, aus den Blättern sei ein Buch geworden, und bat, es zu testen. Das versprach Tauge Nichts² und informierte eins der Testblätter. Schließlich landete in Tauges Briefkasten das Buch des Fräuleins.

Tauge war enttäuscht. Es war das Buch eines Lohnschreibers³. Tauge las es zweimal⁴, doch es blieb kalt wie Geld. Um das Fräulein nicht ebenso zu enttäuschen, ent-

¹ „Jeder, der Geld braucht, setzt sich hin und schreibt ein Buch. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Gelde läge: jeder Schriftsteller wird schlecht, sobald er irgend des Gewinnes wegen schreibt.“

² Damit verstieß sie gegen Schopenhauers Grundsatz, die „Auswahl des Anzuzeigenden nicht nach Gevat-terrekommandationen oder kollegialen Rücksichten“ zu treffen.

³ Schopenhauer: „Man erkennt sie daran, daß sie ihre Gedanken möglichst lang ausspinnen und auch halb wahre, schiefe, forcierte und schwankende Gedanken ausführen, auch meistens das Helldunkel lieben, um zu scheinen, was sie nicht sind; weshalb ihrem Schreiben Bestimmtheit und volle Deutlichkeit abgeht. Man kann daher bald merken, daß sie, um Papier zu füllen schreiben.“

schied sie, das Buch im Test nicht kalt, sondern lau zu nennen⁵, und schrieb dem Fräulein einen zerknirschten Brief, da sie es nicht hatte warm nennen können.⁶ Das Fräulein jedoch stellte seine Briefe ein.

Jahre vergingen. Bücher starben, Bücher wurden geschrieben, Bücher wurden getestet, Erfolgsbücher wurden gelobt. Tauge Nichts hielt sich an Schopenhauer und die Wahrheit. Sie tadelte das Schlechte und lobte nur das Gute. Schließlich beschloß sie, Schopenhauer zurückzuübersetzen und den Erfolg wieder Geld zu nennen.

Viele Fräuleins schrieben Bücher, und Fräuleinbücher waren Geldbücher. Darin wurde viel geliebt und Blut vergossen. Auch die Bücher des runden Fräuleins waren ein Geld. Es schrieb über Liebe, Blut und Nazis. Außerdem war das Fräulein zur Jüdin geworden, weil es seine jüdische Urgroßmutter entdeckt hatte. Seither schrieb es auch über Juden.

Im siebten Jahr forderte ein Testblatt die geldreichen Bücherschreiber auf, ihre Tester zu testen. Das runde Fräulein testete Tauge Nichts. Es schrieb ihr einen offenen Brief, anonym und in der dritten Person. Monate später bekam Tauge Nichts den Brief zugespielt, ausgeschnitten aus dem Testblatt, und entzifferte Wort für Wort die gedruckte Botschaft. Sie lautete:

Du hast mich nicht gelobt. Du bist neidisch auf mein Geld. Du haßt meine Oberflächlichkeit. Du haßt meine Phrasen. Du verehrt das Schweigen. Du bist gebildeter als ich. Du bist älter als ich. Du hast eine schwarze Brille. Du bist intellektuell. Du hast einen stechenden Blick. Du hast einen krummen Mund.

Tauge Nichts rechnete zusammen. Etwas fehlte. Da faßte sie sich an die eigene Nase und spürte einen Buckel.

⁴ Damit verstieß sie gegen Schopenhauers Rat: „Sobald man es merkt, soll man das Buch wegwerfen; denn die Zeit ist edel.“

⁵ Damit verstieß sie gegen Schopenhauers Einsicht, daß solch „niederträchtige Toleranz im Bunde steht mit Autor und Verleger, um dem Publika Zeit und Geld zu rauben.“

⁶ Damit verstieß sie gegen Schopenhauers Erkenntnis: „Überhaupt ist in der Literatur die Höflichkeit, als welche aus der Gesellschaft stammt, ein fremdartiges, sehr oft schädliches Element.“

Wie Tauge Nichts eine Giraffe nach Hause nahm

Guter Tag, Baggerseetag. Das Fahrrad findet den Weg. Es sirt in die Stadt zurück, durchs Dickicht, über die Brücke, am Fluß entlang, Fluß entlang. Wiesenweite, Glitzerkühle undsoweiter, Parkgrün und Altstadtunnel. Der Durst, den das Baggerwasser durch die Haut besänftigt hat, schreit wie ein Kind, dessen Leib ein trockener Gaumen ist. Nichts schöner als ein starkes, erfüllbares Bedürfnis. Da sind leere Tische neben vollen Tischen, und Tauge Nichts bestellt einen halben Liter Spezi. Sie entfaltet die Zeitung mit den Wasserwellen zwischen Tabakpäckchen und Glas. Auftritt ein verfilzter Stadtstreicher, stellt den Einkaufswagen mit seiner Habe ab, nimmt Platz auf der Bank an der Hauswand, bestellt eine Bionade und starrt den Tabak an. Tauge Nichts dreht für zwei.

Hast du schon viele Druckfehler gefunden?

Drei, lügt Tauge. Sie hat nichts gelesen.

Nur?

Tauge Nichts lacht pflichtschuldig, aber vergnügt.

Was ist deine Lieblingsfarbe?

Türkis, lügt Tauge wieder. Wie mein Fahrrad da.

Die Bionade des Stadtstreichers ist rot wie Tauges Lieblingsfarbe, auch er trinkt aus dem Glas. Sie liest eine Rezension. Eine männliche Rezension, wertefest und gönnerhaft wie aus dem 19. Jahrhundert, geschrieben von einer Frau, über eine Neuerscheinung aus der Frauenromanecke des 21. Jahrhunderts, geschrieben von einem Mann. Das Buch nimmt die Rezensentin gefangen, denn die Figuren sind plastisch und glaubwürdig. Neben der Rezension nimmt ein fingernagelkleines Tier Platz, das türkisfarbene Fell glitzert: Pfeifenstopfer. Es ist unverkennbar und absolut glaubwürdig ein Pudel.

Magst du auch einen Dackel?

Tauge Nichts wünscht sich ihn rot, diesmal. Sie dreht Zigaretten (der Tabak ist trocken), der Stadtstreicher dreht Tiere. Ab und zu wird getauscht, ein roter Dackel und noch ein Pudel, der Männchen macht. Die Rezensentin freut sich über das echte Leben, das aus der journalistischen Recherche stammt. Die Bastelstunde unterhält die Umsitzenden. Tauge Nichts schaut über die Schulter, sie lacht, das Publikum lacht. Sie

bestellt einen zweiten halben Liter Spezi und macht, im Ton der Rezensentin, eine lobende Bemerkung über das Wetter.

Der Stadtstreicher hebt den Kopf.

Der strahlende August, sagt er.

Der strahlende August, in dem zu allen Tageszeiten, nicht nur am Nachmittag, etwas Spätes in der Luft liegt. Es herrscht eine Lichtkraft, die nicht mehr lange zu halten ist, weil fast alles ausgegeben wurde. Jetzt wird nur noch verschenkt. Der Platz ist ein Ferien- und Friedensplatz, genau der Schauplatz, an dem ein journalistisch geschulter Romanschreiber die Bombe hochgehen lässt, um den Kontrast zu nutzen. Nur Kinder fehlen, doch die sind wir.

Willst du vielleicht noch eine Giraffe?

Giraffen sind meine Lieblingstiere, antwortet Tauge Nichts. Sie lügt nicht. Sie wartet und tut, als läse sie. Sie ist erkannt worden.

Basteln Sie noch? fragt sie schließlich.

Nein, ich tue nur so, antwortet der Stadtstreicher und reicht ihr das Tier. Es ist fast handgroß und schwarzweiß gestreift, wie ein Zebra. Der kurze waagrechte Rumpf und das oberste Ende des langen Halses sind mit rotem Pfeifenstopfer umwickelt.

Für den Winter, sagt der Stadtstreicher.

Tauge zahlt, dreht ihm eine Zigarette als Vorrat und steckt Tiere und Zeitung zum nassen Badeanzug in die Tasche. Der Stadtstreicher erzählt, er sei schon in einem Artikel der Stuttgarter Nachrichten erschienen und in der NY Times.

Diese Geschichte will Tauge nicht hören. Es ist ein guter Tag.

Wir werden uns sicher wiedersehen, sagt sie und setzt sich auf das Fahrrad. Von hier aus geht es bergab.

Wie Tauge Nichts auf dem Gepäckträger fuhr

Freitagnachmittags war der Eilzug voll, Neonlicht in den offenen Waggons, so daß die Scheiben die dämmernde Außenwelt wegspiegelten. Braunrote, mißhandelte Kunstledersitze voll obszöner Filzstiftsprüche und Triangel, aus denen Schaumstoff quoll. Schwer zu öffnende Schiebetüren. Hinter jeder dritten oder vierten eine vernebelte Rauchersektion mit Unglücksgestank. Bierdosen in den Händen beanzugter Männer. Pendler, die mit leerem Blick und Automatenbewegungen ausstiegen, die meisten an der zweiten Station.

Tauge Nichts mit der schwarzen Plastiktasche mit Marilyn Monroes weißem Konterfei fuhr bis zur fünften. Die Silhouetten der Männer verteilten sich in einem Lichtnebel aus Abgas und Standlicht auf die wartenden Autos, in denen die Frauen auf den Beifahrersitz gerückt waren. Zwischen Parkplatz und Bahnhofsgebäude stand neben seinem alten Fahrrad der Verarmte Landadelige im löchrigen Persianer, lang und dunkel, und breitete die Arme aus. Die Bänder an den Ohrklappen der Russenmütze hingen lose von den Wangen herunter, und seine Hände waren in Zeitungspapier gewickelt, denn er hatte die Handschuhe in der Stadt vergessen.

Dort arbeitete er montags in einem Seemannsheim, dienstags in einem Pflegeheim und donnerstags in einer Partneragentur, die für jede angebahnte Ehe ein rotes Herz mit einem Foto des Paares und dem Stempel „glücklich“ an die Pinnwand heftete. Donnerstagsabends fuhr er auf sein Landgut, vertrieb die Ratten, stopfte Mauerlöcher, hackte den Mistberg aus dem Stall, schnitt die Büsche, fegte das Laub aus der Dachrinne, setzte Dachpfannen ein und stellte Eimer unter die Lecks, riß Linoleum von den Dielen, sägte Nut- und Federbretter, strich Türrahmen, flickte Rohre. Jedes Wochenende war etwas aufgetaucht, verschwunden, vertauscht. Das Haus lebte.

Marilyn hing auf Tauges Rücken als zweiter Reflektor über dem roten Licht. Der Gepäckträger war mit einem Kissen abgefedert, sie saß im Damensitz und klammerte sich an den Persianer. Hinterm Industriegebiet bog das Fahrrad auf die Wiesen, der Schein des Vorderlichts schlingerte über den gefrorenen Treckerspuren, das Kissen rutschte. Wenn sich der Landadelige zu Tauge umdrehte, sah sie den Atem vor seinem Gesicht tanzen. Sobald die erste Peitschenlampe in Sicht kam, packte sie mit beiden Händen den Sattel, und er stellte sich in die Pedale.

Für den Kamin hatte der Verarmte Landadelige ein geschmiedetes Abdeckgitter gefunden. Davor standen ein Lehnstuhl, ein brauner Ledersessel mit Katzenkratzspuren und ein fünfarmiger Kerzenleuchter. Auf dem Steinboden lagen Decken. Wenn sie ankamen, war der Wein offen und die Küche warm, Pfannen standen auf dem rostigen Elektroherd. Alles andere war kalt, das Bad, die ineinander übergehenden Kammern an der Rückseite des Hauses, das halbrunde Gartenzimmer mit den auf die überwucherte, von einem geschwungenen Mauersims umgebene Terrasse führenden Fenstertüren und darüber das halbrunde Zimmer mit den beiden Alkoven in den Winkeln, in denen eine Hundefamilie gewohnt hatte. Eisblumen blühten zwischen den Fenstersprossen.

Auf dem Straßendamm erstarrten Tauges Wangen im Fahrtwind, während sie am Rücken des Verarmten Landadeligen vorbeischaute, rechts die Randbäume, links rotweiß die Autoscheinwerfer und in der Mitte die an den Lenkergriffen flatternden Zeitungsfetzen. Zum Überqueren der Fahrbahn stieg sie ab. Dann schrumpften die letzten Meter und Minuten in einer geschmeidigen Kurve am Waldrand, ein Endspurt mit Krampf im Rücken. Der Landadelige bestand darauf, daß Tauge nicht schon auf der letzten, zerklüfteten Strecke im Baumtunnel abstieg, sondern erst vor den Resten der Mauer, die einmal das Hoftor eingefaßt hatte. Gelbes Licht färbte die Löwen auf den Armlehnen der Steinbänke an den Flanken der Eingangstür. Das Haus hatte beide Augen geöffnet und zur Hälfte das dritte auf der Stirn, ein sichelförmiges Gottesauge mit einer Gaube als Lid.

Da oben schliefen sie, der Landadelige als Äskulapstab und Tauge Nichts als seine Schlange. Ein Ölofen im Kaminschacht an der Querwand heizte das Zimmer und ließ im Dunkeln einen Lichtpunkt an der Zimmerdecke tanzen. Dann fühlte der Verarmte Landadelige, wie die Vorfahren auf dem Dachboden umgingen, die Großmutter, die die Hakenkreuzfahne eingezogen hatte, und der Großvater, der von der See zurückgekehrt war.

Der Landadelige lehnte das Fahrrad ans Stalltor. Im Holzrahmen des Rundbogens verlief ein Relief aus Jugendstilmaiuskeln: ES IST EIN KÖSTLICH DING, DASS DAS HERZ FEST WERDE. Als es Sommer wurde, strich Tauge Nichts das Tor moosgrün und die Buchstaben weiß. Ihr Herz hüpfte.

Wie Tauge Nichts an den Gleisen stand

Später, von einem festen Punkt aus, wurde Landquart für Tauge Nichts zu einem langweiligen Flecken am Fuß der Berge, aber in der Zeit, von der die Rede ist, war es der Name eines Umsteigebahnhofs, ein trüber, klangloser Name für einen Zustand, der sich in den Zügen ankündigte und auf den Bahnsteigen ausbrach, wenn das Geräusch der Kofferräder in den Hallen und Unterführungen verstummt war, beim Anlehnen an die Balustrade des Aufgangs unterm Gleisdach oder auf einer Bank weiter draußen, Blick über den Gleisgraben auf das Bahnhofsrandgelände oder am Gleis entlang Richtung Woher oder Wohin.

Seit es kein Hin und Zurück mehr gab, waren Woher und Wohin nur noch Fluchtlinien im Niemandsgelände. In Landquart wechselten sie zwischen Bergauf- und Bergabfahrt. Bergauf, das hieß, von einem Fernzug in die Rhätische Bahn zu steigen, deren rote Waggons und Lokomotiven auf verzweigten Abstellgleisen warteten, und bis zur Endstation zu fahren, den Umriß des Landes vor Augen, der die Form einer Reuse bildete, je höher, desto enger, und, weil ganz oben Tauges Zufluchtsort lag, oft ins Abenddunkel hinein. Bergab öffnete sich mit der Ebene ein diffuser Möglichkeitsraum. Tauge Nichts durchquerte sie nach Norden, wo jenseits aller Aufenthalte der Ausgangspunkt überdauerte, ein Punkt in der Zeit, nicht im Raum – oder nach Westen zu den Besuchs- und Versuchsorten, an denen ihre Phantasie wie auf dem Spielbrett Ankommen spielte und immer verlor, weil jedes Feld das Ziel sein konnte. Dann konnte es passieren, daß Tauge vergaß, was sie in den Straßen suchte, oder sich in den Gängen eines Supermarkts nicht mehr zurecht fand.

Während der Seßhaftigkeit, wie haltlos auch immer, war das Unterwegssein in den Zügen Tauges Zwischenwelt gewesen, ihr Halbschlaf, ihre Blaue Stunde; jetzt fuhren die Züge auf See, und mit dem Boden schwankte der Horizont. Tauge Nichts beschwichtigte den Gleichgewichtssinn mit den Knöpfen im Ohr: eine Reling aus Musik, ein Fließen mit fester Bedeutung, die den endlosen Fluß des Sichtbaren in ihre Bahn lenkte. Bis ein zufälliger Anblick ein Loch in die Abschirmung riß, ein altes Paar auf dem Sitz gegenüber, ein Bahnhofsabschied hinter der Fensterscheibe; dann schwappte eine Welle über den Rand, überschwemmte das Deck und ließ Tauge taumelnd zurück.

Der Koffer, ihr Begleiter, bekräftigte die Einförmigkeit in der Bewegung, er machte Tauge Nichts schwerfällig, weil er Gang und Gesten hemmte, und verlegen, weil er sie als Unheimische kenntlich machte. In den Zügen mußte sie zwei Plätze finden, einen für sich und einen für den Koffer, und die Routine, die sie in beidem gewann, steigerte ihre Unbehaustheit. Obwohl sie geübt war in allen Handgriffen und unbefangen darin, sich auf den Strecken einzurichten, war sie doch keine Geschäftsreisende oder Pendlerin, sondern eine, die aus dem Fenster sah, der Landschaft nachschaute und Gewinn weniger im Zurücklegen als im Verweilen fand. Für sie gab es keine Ziele, sondern Stationen, wo der Koffer aus- und wieder eingepackt wurde.

In Zürich stand er häufig beim Seiteneingang am Gleisende neben einem Papierkorb mit Zigarettengitter. Da in Basel der Pavillon mit den am Gleis 1 aufgereihten Tischchen verschwunden war, rollte Tauge den Koffer in eins der Selbstbedienungscafés auf der überdachten Fußgängerbrücke, bevor sie auf die Gleisebene hinunterfuhr. Sie stieg in Pfäffikon um, in Schaffhausen, in St. Margrethen. Sie kannte Strecken und Verbindungen, ohne die Landkarte zu kennen. Vor allem aber kannte sie die Logistik der Treppen, Rolltreppen, Unter- und Überführungen. In Landquart gibt es keine Treppen, sondern langgestreckte Rampen. Dazwischen, im Tunnel, geht der Weg an einem Kiosk vorbei, der Kiosk heißt. Eine blaue Neonleiste mit rotem K leuchtet an der Betonwand. Der Bahnsteig der Rhätischen Bahn liegt am Rand.

Zwanzig Minuten dauerte die Wartezeit, Zeit für zwei Zigaretten, die den Abstand vermaßen. Landquart, das waren akkurate Lagergebäude, ein Grasstreifen, ein betonierter Weg jenseits des Gleises. Die Berge beugten sich über jeden Gegenstand. Nur ein schmales Hochhaus mit Balkonzeile, senkrecht zwischen den waagrechten Gleisdächern, schien sie zu überragen, kahl, gestreift. Vom Wartestand gesehen, enthielt diese alltägliche und exotische Aussicht die Summe aller zugigen Minuten, die Tauge Nichts an den Haltestellen ihres Lebens verbracht hatte, unsichtbar gestaffelt wie in einer Zeitmaschine: zuerst als Aufbruch, dann als Entscheidung und schließlich als Schicksal, alltägliches und exotisches Schicksal, in dem sie stand, mit alter Energie und neuer Müdigkeit, gelehnt an die Balustrade unterm Gleisdach in Landquart.

Wie Tauge Nichts in die Bar ging

Alles, was Tauge Nichts im Sorgenbrecher erlebte, geschah zwischen Dienstag und Sonntag. Zusammen mit dem Stummen Engländer hatte sie ihn entdeckt. Ein paarmal stand sie am späten Montagabend auf dem Gehsteig, Blick auf das dunkle Schaufenster und das erloschene Neonherz über dem halbhoher Vorhang, in dessen Rahmen ein Rocker Gitarre spielte, und zählte in Gedanken die Bars von St. Pauli auf. Im traurigsten Fall ging sie zwei Hauseingänge weiter ins Lunacy, ein fast gleichschmaler Schlauch mit gleichlangem Tresen. Aber ein Unterschied wie – ja, wie? Wie Kino und Fernsehen? Zappa und Abba?

Der Sorgenbrecher: warmes Dunkel aus roten Lichtpartikeln. Raucher. Caipirinha ohne Lime. Selten so voll, daß man sich an den Tresenhockern vorbei ins hintere Drittel drängen mußte, mit schmalen Wandbrettern in Ellbogenhöhe, Flipper, Erdnußspender und einer plastikgepolsterten Eckbank. Am Schlauchende die Klotür, darüber der Totenkopf im rotweißen Rettungsring. Also Tresen. Die besten Plätze waren nicht die an der Längsseite, sondern die zwei-drei am Fenster, Rücken zum Vorhang, oder am halbrunden unteren Ende, wo die Kühlung der Saftmaschine warme Luft aus dem Gitter pustete.

Im Sorgenbrecher herrschte eine konzentrierte Arbeitsatmosphäre. Die gemeinsame Sache war das Vergnügen, und jeder tat an seinem Platz das Nötige dazu. Wer mehr tat, war fehl am Platz. Das galt vor allem für den Platz hinterm Tresen. Genau zweimal erlebte Tauge Nichts, wie im Sorgenbrecher die Kleine Depression ausbrach, das Lunacy-Gefühl, weil eine Vertretungs-Tresenkraft über die Barriere hinweg imponierte und fraternisierte.

Eike, der Chef, groß und breit, schnaufte beim Reden und streifte ununterbrochen das schulterlange Haar hinter die Ohren. Petra, Brille unterm schläfenbreiten Pony, redete rauh und fahrig. Ralf wechselte die Plätze. Tauge Nichts nannte ihn den Kiezaristokraten. Auch hinterm Tresen saß er auf einem Barhocker, ein langes Bein gegen die Platte gestützt, die Figur einer Gottesanbeterin. Er hatte denselben Tick wie Eike, obwohl ihm nur fettige Scheitelsträhnen ins Gesicht fielen und obwohl er nur redete, wenn er als Gast vor dem Tresen saß, manchmal eine junge Frau im Arm, endlos und immer über Musik. Ralfs dritter Platz war als DJ am Kopfende. Seine beiden Platten-

spieler und die Vinylschatzkiste besetzten die Fensterplätze. Er war ein Arbeiter an der Werkbank, selbst dann, wenn er die Kopfhörer abnahm und sich einem Gast zuwandte. Ihre liebste Tresenfrau, eine zierliche Lesbe, nannte Tauge Nichts Oliver Twist. Häufig trug sie Hosenträger, immer eine karierte Schirmmütze. Oliver Twists Kopfneigung beim Entgegennehmen der Bestellung war fast eine Verbeugung, im Lächeln ein Zug von Verlorenheit, die Bewegungen gründlich und sicher.

Alles, was Tauge Nichts im Sorgenbrecher erlebte, war in dieses Licht getaucht, von dieser versunkenen Geschäftigkeit umgeben. Es gab kurze Abende vor langen Nächten und lange Abende vor kurzen. Um zehn, wenn die Bar öffnete, war ihr der Fensterplatz sicher. War sie nicht allein, und das war sie selten, dann spürte Tauge den Blick ihres Begleiters im Rücken, wenn sie die Länge des Schlauchs durchlief, und sah ihn vor der Scheibe, wenn sie aus dem Kabuff mit der Strippenspülung und der XOX-Reklame zurückkehrte.

Angefangen hatte es in den Jahren, in denen sie die blonden Roth Händle kaufte, bis sie vom Markt verschwanden. Dann die unvergängliche Ernte 23, der Retrostolz. Als sie wieder begonnen hatte zu drehen, Che in der roten Packung, verliebte sie sich eines Nachts, während Ralf die Eiskurbel für viermal zwei Caipirinhas drehte, von den Füßen auf der Hockerstrebe bis zum schwindeligen Kopf in den Fußballer. Mit ihm rauchte sie viele Sommer und Winter lang Joints vor der Tür, das Glas auf dem schrägen Sims des Schaufensters. In seiner Gegenwart lag sie, Füße nach oben, mit zerschlagenem Kreislauf auf der Polsterbank. Endlich, in einer Neujahrsnacht, wechselte sie – an der Längsseite sitzend, betrunken, aber geistesgegenwärtig – den Hocker, als der Fußballer ihr seine Wut ins Gesicht zischte, und weinte sich unter Oliver Twists Blicken in den Armen ihrer Nebenfrau aus. Doch obwohl sie danach den Sorgenbrecher nie mehr betrat, sah sie, wenn sie sich das Schaufenster in Erinnerung rief, ihren Rücken und den des Stummen Engländers unter dem leuchtenden Neonherz zueinander gebeugt.

Wie Tauge Nichts unter der Erde verloren ging

Triest hat dieselbe Städtevorwahl wie Hamburg. Man fliegt nach Süden und landet im Norden. Triest klingt nach Tristesse. Der Weg vom Bahnhof stadteinwärts ist traurig. Die Hafenanlagen sind traurig. Auf den Straßen der Innenstadt sieht man alte Damen mit Pelzmänteln und blauen Haaren und ab und zu einen berühmten Herrn aus Bronze. Obwohl Triest am Meer liegt, muß man steinerne Berge hochklettern. So erreicht man San Giacomo und findet in einer Gasse Mariellas Adresse.

Mariella war immer eine andere. Tauge Nichts wußte nie, welche Person sie ihr glauben sollte. Aus lauter Verwirrung nannte sie Mariella verwirrt. Beim ersten Treffen, zum Frühstück in Rom, war Mariella zu spät gekommen und zu lange geblieben. Tauge Nichts hatte sie in einer lichten und in einer dunklen Wohnung besucht. Dann hatte sich Mariella selbst verdüstert, war verschwunden und eines Tages in Zürich wieder aufgetaucht, strahlend. Später, zurück in Rom, wurde Mariella von Tauges Freundin Carina für verrückt erklärt. Tauge Nichts aber fand, daß Mariella zu den Maulwürfen gehörte, die sich immer wieder in den Untergrund bohren. Es sei nicht gut, meinte sie, Mariella unterhalb der Sichtgrenze aufzustöbern; besser, zu warten, bis sie an einer neuen Stelle an der Oberfläche erschien.

Wie jetzt in Triest.

Mariella saß am Küchentisch Längsseite, brach Krümel aus dem Brot und zerdrückte Zigaretten auf dem Teller. Auf dem Tisch waren zerknüllte Taschentücher verstreut, denn Mariella war erkältet. Sie schenkte immer wieder kleine Mengen Wein in die Gläser, in denen noch Wein war. Ab und zu stand sie auf und hielt ihr Wasserglas unter den Wasserhahn, trank noch an der Spüle und schüttete den Rest ins Becken. Auf dieselbe Weise erzählte sie. Allmählich wurden die unterirdischen Kammern und Gänge sichtbar, in denen sie zu Hause war. Tauge Nichts versuchte, die Hohläume mit Zwischenfragen zu verbinden. Aber Mariella zog Tauge in immer neue Richtungen, neue Tiefen. Der Abend wand sich. Bis zum Ende hielt Tauge Nichts den Kopf oben.

Dann stieg Mariella auf einer Leiter in ihr Bett, Tauge Nichts lag darunter und suchte den Ausweg aus dem Labyrinth. Mariella hielt sie gefangen. Sie sprach im Schlaf und hörte erst auf, als der Wecker klingelte. Dann ging Mariella zur Arbeit. Tauge schief,

trank Kaffee am Küchenfenster, räumte den Tisch ab und ging in die Stadt, das traurige Triest.

In der zweiten Nacht erkältete sich Tauge Nichts. Tags fuhr sie mit dem Bus nach Duino und lief auf einem steinernen Balkon am Meer entlang. Am Bahnhof kaufte sie Taschentücher.

In der dritten Nacht zog Tauge Nichts ihre Matratze vom Bettgestell und schleifte sie in die Küche. Ihre Wut war unermeßlich, doch Mariellas Wut war größer. Sie folgte Tauge in die Küche. Sie beugte sich über die Matratze und schlug auf Tauge ein. Sie nahm das schmutzige Gemüsemesser aus der Spüle. Tauge zog die Knie an, hielt die Fäuste vors Gesicht und erwachte unterm Küchentisch. Sie schleppte die Matratze wieder ins Zimmer. Als der Wecker klingelte, steckte sie den Kopf unter die Decke. Sie horchte, wie Mariella in der Küche Kaffee kochte. Als Mariella weg war, rief Tauge Carina an und kaufte in der Apotheke triestinisches Ohropax.

In der vierten Nacht wachte Tauge siebenmal auf und schlief achtmal ein. Morgens war das Bett schweißfeucht. Es war Samstag. Mariella kochte dreimal Kaffee. Sie drehte Brotkrümel zwischen den Fingern. Sie rauchte und redete. Tauge rauchte nicht mehr und redete wenig. Sie gingen in die Stadt. Es war kalt. Im Kaffeehaus trank Tauge Kakao, in einem Laden kaufte sie Socken mit Comicfiguren. Mittags führte Mariella Tauge in eine leere Trattoria mit Fischernetzen unter der Decke. Mariella aß Spaghetti mit Meeresfrüchten. Sie saugte das Fleisch aus und schmückte den Tellerrand mit den Hülsen. Die Schuppen und Schalen fielen vom Teller und krochen über die Wachstuchdecke. Als sie ihren Teller enterten, stand Tauge schnell auf und zahlte am Tresen.

Um fünf Uhr nachmittags kam der Zug aus Rom an. Carina saß mit am Küchentisch und schlief auf dem Sofa. Am nächsten Morgen erklärt sie Tauge für verrückt. Pack dein Zeug, sagte sie. Sie lief zum Bahnhof und kaufte Busfahrkarten nach Ljubljana. Der Bus fuhr am Mittag, Fahrtziel Sofia. Abends in Ljubljana angekommen, fanden sie ein abgewetztes Hotel mit Hirschgeweihen an allen Wänden. Carina nahm Tauges Wut mit in den Schlaf, und am Morgen kroch Tauge Nichts aus dem Untergrund.

Ljubljana ist eine fröhliche Stadt. Einhörner, Rosenranken und Nilpferde laufen über die Hauswände, auf den Barhockern sitzen schöne Singvögel, und alle Menschen sind jung.

Wie Tauge Nichts das Paarsein lernte

Was ein Paar ist, lernte Tauge Nichts langsam und mühevoll. Als der Begriff in ihrer Umgebung auftauchte, bezeichnete er einen begehrten Status. Wer Paar war, mußte sich nicht anstrengen, Paar zu werden. Da Tauges Anstrengungen fehlgingen, entdeckte sie den hohen Status des Nichtpaares. Zu dieser Zeit sangen Crosby, Stills, Nash & Young: *If you can't be with the one you love, love the one you're with*. Da kam das Paar nicht mehr vor, nur die Liebe. Wenn man sie festnageln wollte, sprang sie übers Komma und wechselte das Gesicht. Den, der da war, mußte man nicht lieben. Und der, den man liebte, mußte nicht einmal auf der Erde herumlaufen.

Dann wechselte Tauge Nichts die Umgebung und erprobte ein Jahr lang die neuen Gewißheiten. Bei einer politischen Schulung war sie nach einer hübschen, aber unnahbaren Kommilitonin die zweite Wahl eines jungen Mannes, den sie danach nie mehr wiedersah. Eines Abends besuchte sie ein Paar und blieb, da die Frau ausging, bei dem Mann, bis am Morgen die Frau mit einem andern Mann zurückkehrte, mit dem sie dieselbe Nacht verbracht hatte; sie frühstückten zu viert. Schließlich bildete Tauge ein Paar mit dem Späteren Professor. Sie beschlossen, eine Wohngemeinschaft zu gründen, zusammen mit dem Trockenen Philosophen und der Roten Ruth. Ruth und der Philosoph waren ohne Zweifel ein Paar. Das hörte Tauge Nichts in den Wochen, in denen sie auf die Wohngemeinschaftswohnung warteten und alle vier in einem Zimmer übernachteten. Sie warteten und warteten. Schließlich sprang die Rote Ruth ab und zog mit einer anderen Frau zusammen. Zur selben Zeit tauschte Tauge Nichts ihren Freund mit der Kleinen Vera gegen deren Freund ein, den Späteren Doktor. Das kam so: Während der Spätere Professor mit der Kleinen Vera in die Ferien fuhr, nahm der Spätere Doktor Tauge mit auf sein Zimmer und stellte anderntags fest, daß sie nun beide ein Paar seien.

Als endlich eine Wohnung gefunden war, zog an Ruths Statt die Trinkende Biologin in die Wohngemeinschaft. Eines Tages lud der Freund der Trinkenden Biologin Tauge zu sich und lehrte sie das Wasserpfeiferauchen. Am nächsten Tag kam Tauge berauscht und fröhlich zurück und erzählte dem Späteren Doktor von ihrem Abenteuer. Doch der Spätere Doktor war nicht fröhlich. Er erinnerte sie daran, daß sie seine Freundin war. Kurz darauf tauschten Tauge Nichts und die Kleine Vera ihre Freunde zurück: Vera bekam den Doktor wieder, Tauge den Professor.

Bald darauf wechselten Tauge Nichts und der Spätere Professor die Wohngemeinschaft, denn erstens verschwand die Trinkende Biologin, die trotz oder wegen ihres Freundes nach dem Trinken meistens Männer mit aufs Zimmer nahm (das ein Durchgangszimmer zu dem von Tauge war), und zweitens zog der Trockene Philosoph nun mit der Roten Ruth zusammen. In der neuen Wohngemeinschaft gab es lauter Paare: Tauge Nichts und der Spätere Professor, Nuschel-Heiner und die Spätere Ärztin, der Trinkende Bürgermeistersohn und die Promovierende Ute. Eines Abends fühlte Tauge erst die Hand des Bürgermeistersohns an ihrer Rückseite und dann die Blicke der Promovierenden Ute auf ihrer Vorderseite. Da verschwand die Hand. Als Tauge schlafen ging, legte sich der Bürgermeistersohn neben sie und schlief betrunken ein. Am nächsten Morgen ging die Tür auf, und Tauge fühlte durch die geschlossenen Augen die Blicke der Promovierenden Ute. Während der Bürgermeistersohn weiterschlieft, ging Tauge in die Küche. Dort saß die Spätere Ärztin bei der weinenden Ute und schickte Tauge hinaus. Im Flur stand der Spätere Professor und erinnerte Tauge Nichts daran, daß sie seine Freundin war.

Eines Abends ging Tauge Nichts nach dem Philosophieseminar mit dem Trockenen Philosophen zum Teetrinken nach Hause. Die Rote Ruth war ausgegangen. Der Philosoph hatte einen Bart und lispelte leicht, und wenn er lief, wippte er bei jedem Schritt auf den Zehen nach. Jetzt aber hockte er vor dem Plattenspieler auf dem Boden und legte Platten auf. Zu jeder Platte erzählte er etwas. Tauge Nichts lag auf dem Doppelbett. Eine wohlige Langeweile vertrieb den unruhigen Gedanken, etwas tun zu müssen. Laute Stimmen und ein Lichtstrahl weckten sie aus dem Tiefschlaf. Sie lag in ihren Kleidern unter einer Decke. Die Decke neben ihr war aufgeschlagen. Im Flur stand der Trockene Philosoph in Unterhosen und diskutierte mit der Roten Ruth. Sie diskutierten noch, als Tauge die Wohnungstür hinter sich schloß.

Dann war das Jahr zu Ende, und Tauge Nichts wechselte wieder die Umgebung. Mit ihr ging der Spätere Professor. Sie lebten viele Jahre in einer kleinen Paarwohnung und liebten einander nicht.

Wie Tauge Nichts im Stadtpark überfallen wurde

Tauge Nichts ist unglücklich. Mitten im Sommer geht ihre Sonne unter, und Tauge weiß nicht mehr, worum sie sich dreht, ein verlassener Planet. So beschließt sie, die Sonne Sonne sein zu lassen und allein ins Grüne zu gehen.

Bikini unterm Kleid, Buch und Handtuch in der Tasche, Wasserflasche nicht vergessen, Tabak dabei, so fährt sie in der U-Bahn zum Stadtpark, so läuft sie im Baum Schatten auf dem Weg Richtung Stadtparksee. Es ist die Zeit der Rasierten Beine und des Leichten Gangs. Fahrradreifen durchpflügen knisternd den Kies, auf den Lichtungen sitzen Menschen wie Blumen. Und dann die große Wiese: ein grünes Firmament, an dem sich freie Körper frei begegnen, gruppieren und wieder vereinzeln. Tauge Nichts betrachtet die Fußballtänzer, die Grillfamilien, die Liebespaare und die schwebenden Frisbeescheiben, die auf unsichtbaren Bahnen zwei-drei-fünf Figuren zu einem Gespann verbinden.

Welche Physik, welche Riten und Balancen dafür sorgen, daß nichts kollidiert und keiner häßlich ist – Tauge Nichts staunt resigniert. An diesem Ort ist sie eine Touristin aus irgendeinem lebensfernen Norden.

Das Seeufer ist voll besetzt. Endlich findet Tauge einen freien Wiesenfleck mit Randbusch, wo sie ihr Handtuch in halbwegs gleichem Abstand zu anderen Handtüchern ins Gras legen kann. Sie zieht das Kleid aus und erinnert sich, wie sie im Badeanzug auf demselben Handtuch im New Yorker Central Park lag und zwei Männer sich direkt neben sie setzten, obwohl doch genug freier Platz war. Nach langem Überlegen schimpfte sie die beiden auf deutsch an. Die Typen schauten einander amüsiert an und lachten los. Da verzog sich Tauge und nahm, von sich selbst verletzt, neben der Wut eine Scham mit.

Tauge Nichts liest, schwimmt, trinkt Wasser und raucht. Es ist anstrengend, vergnügt zu sein. Sie wäre glücklicher, wenn es die Sonne nicht gäbe, die ihr Leben, Lust & Liebe vorspielt und was sich sonst noch darauf leimt. Aber das Spiel wird weiter gespielt und das Handy klingelt, denn kein Planet darf sich allein bewegen, solange er nicht aus der Umlaufbahn entlassen ist. Tauge Nichts nennt der Zentrale ihre Koordinaten und fröstelt unter der Sonne. Sie liest weiter, die Zentrale klingelt wieder. Da liest Tauge nicht mehr. Sie wartet und schließt die Augen und horcht auf die Laute im Park,

Lachen in der Luft und Laufen auf dem Gras, bis sich Schritte und Stimme näher, unverkennbar, und sich ein Schatten auf ihren Bauch legt.

Nein, zwei. Tauges Zentralgestirn hat seinen neuen Trabanten mitgebracht, den blonden Amerikaner. Zwei Männer, zwei Tüten Chips und ein Sixpack Bier. Jetzt ist Tauge Teil eines Vergnügens und ihr Handtuch eine Adresse im Stadtpark, um die sich Freundeskreise bilden. Der Amerikaner spricht deutsch. Er gibt die Koordinaten durch, Handy in der einen, Bierflasche in der anderen Hand. Nach dem ersten Klingeln kommt eine Frau mit braunen Haaren, nach dem nächsten eine mit blonden. Zwei Frauen und zwei Typen umringen Tauges Handtuch. Ihr Bauch ist immer noch nackt. Unter der Haut wütet die Scham. Tauge verdoppelt die Anstrengung, liegt still und unterhält sich mit der Blondinen, die dummes Zeug redet.

Die Sonne sinkt.

Endlich gelingt es Tauge Nichts, sich loszureißen. Sie steht auf, streift das Kleid über und läuft barfuß, Handtuch und Tasche zurücklassend, um den See, das Anhängsel eines leeren Platzes. Die Menge am Ufer ist ausgedünnt, nur die Unentwegten zwitschern selbstvergessen wie Vögel vor dem Schlafengehen.

Nach wenigen Schritten spürt Tauge, wie sich warm und summend das All um ihre Schultern legt. Etwas verabschiedet sich: die Wirklichkeit selbst. Schwere Luft, grün und körnig wie auf einem Farbbild mit niedriger Auflösung, dämpft die Lichtreflexe auf dem Wasser, und als Tauge bei den Buden ankommt, rieselt aus den hohen Bäumen ein gewittriges Rauschen, sinkt und schleift als Abendwind übers Gras. Tauge sieht sich in der Strömung abheben und als Fisch unter dem Blätterdach schwimmen. Die Haut ist eine Membran, flüssige Luft füllt ihren Mund.

Als sie zurückkehrt, ist sie weitgereist und wortlos. Der Freundeskreis sitzt im tiefen Schatten. Tauge Nichts geht in die Hocke, überläßt sich der Schwerkraft und wartet auf die Auflösung. Erst geht die Braune. Tauge rollt ihr Handtuch zusammen. Auf der großen Wiese trennen sich die beiden Blondinen ab. Tauge Nichts folgt ihrem Fixstern zum Parkplatz. Ihr ist kalt. Die Sonne geht unter.

Wie Tauge Nichts einen N— strickte

Mit den Kindesbeinen steht Tauge Nichts in Kniestrümpfen und auf Schwarzweißbildern. Selten in Söckchen, denn die waren meistens weiß und Luxus. Die Kniestrümpfe werden oben umgeklappt. Wenn der Bund ausgeleiert ist, versteckt man einen Gummiring im Falz, damit der Strumpf nicht rutscht. Jedenfalls in der Schule. An der Art des Abdrucks unterm Knie kann man den Grad des Wohlstands fühlen und lesen. Außerdem lassen sich gute, neue Kniestrümpfe besonders gut herunterrollen, bis sie über den Knöcheln einen schönen Ringwulst bilden.

Kniestrümpfe haben auch die Jungen, sie tragen sie zu den kurzen Hosen wie die Mädchen zu den Röcken. Zweimal die Woche, wenn Frau Kopp am Pult sitzt, verschwinden die Jungen, keiner weiß wohin, aus dem Klassenzimmer. Dort, wo ihr Name hingehört, trägt Frau Kopp einen Dutt, denn sie ist Handarbeitslehrerin.

Es ist eine ehrliche Zeit von Kopf bis Fuß.

Zweimal die Woche herrscht eine strenge Ordnung in Reihen, eine Reihe rechts, eine Reihe links oder jede Reihe rechtslinks, es geht um Zunehmen, Abnehmen und Fallenlassen, und wenn Häkeln dran ist, um Reihen mit dichten Maschen oder mit Stäbchen.

Zugleich tanzen die Verhältnisse in den gelichteten Reihen des Klassenzimmers. In den Händen der Mädchen tanzen die Nadeln, an den Wollfäden tanzen die Wollknäuel auf den Tischen. Die freien Plätze werden besetzt und besetzte getauscht, um neue Lücken herum, bewegliche Lücken, denn es wird Kommen und Gehen gespielt, und vor dem Pult steht eine pulsierende, nie abreißende Reihe von Mädchen mit Wolle in den Händen.

Wer vorne im Blickfeld von Frau Kopp sitzt, muß sich nicht einreihen. Tauge Nichts reiht sich nicht ein und sitzt hinten. Sie wartet, daß nichts geschieht. Oft hebt Frau Kopp den Kopf, ihr Blick hebt sich von den Wollreihen auf die Bankreihen, und es geschieht nichts. Manchmal aber entdeckt sie Tauge Nichts und ruft sie aus der Bank in die Reihe.

Tauges Wolle ist zerstrickt und zerhäkelt. Fädchen schauen aus den Fäden, und Fädchen sind nicht erlaubt. Maschen sind gefallen, wo sie nicht fallen dürfen, und ha-

ben Löcher hinterlassen, so sehr Frau Kopp auch versucht, die verlorenen Maschen wieder aufzuheben. Also zieht Frau Kopp am Faden.

Wenn Tauge auf den Platz zurückkehrt, ist ihr Wollknäuel wieder größer, ihre Wollreihen sind geschrumpft. Der grüne Häkelrock für die Puppe, der in jeder Reihe um fünf Maschen zunehmen muß, reicht kaum mehr über die Puppentaille.

Während Tauge den Rock von neuem häkelt, haben die meisten Mädchen schon mit der Strickpuppe angefangen. Als Tauge mit dem Rumpf beginnt, liegen auf den Tischen bunte Arme und Beine, mit Stoffetzen ausgestopft. Hände und Füße werden abgebunden.

Schließlich bricht die Zeit der rosa Wolle an. Frau Kopp stickt Augen, Mund und Nasenflügel auf die fleischfarbenen Kugeln und klebt Kunstfell auf die Köpfe. Alle Mädchen stricken sich selbst. Tauge Nichts strickt Beine. Von ihrem Platz in der letzten Reihe sieht sie die Warteschlange stocken und länger werden, bis alle Mädchen aufgestanden sind. Sie sieht die Puppenköpfe zurückkehren, alle mit Frau Kopps Gesicht, und erkennt endlich, wie die Aufgabe lautet. Die Lösung ist Braun.

Vielleicht hat Tauge Nichts schon einmal eine N—puppe gesehen. Jedenfalls weiß sie, daß N— sind nicht nur N—, sondern auch Jungen sind. Trotzdem ist es ihre eigene Eingebung, eine Idee, die alle Unebenheiten ausgleicht, die Strickgeschwindigkeit, die Anzahl der Strickreihen, die Verspätung.

Die braune Hülle geht Tauge schnell von den Händen, alle Reihen in rechten Maschen. Bevor sie mit dem Abnehmen anfängt, schneidet sie einem löchrigen Kniestumpf den Fuß ab und stopft das Bein in den Kopf. Das schmutzige Weiß schaut durch die Maschen.

Weiß sind auch die Augen, die Frau Kopp aufstickt, mit einem schwarzen Punkt in der Mitte. Tauge Nichts darf am Pult sitzen und dabei zuschauen. Frau Kopp setzt dem Kopf eine schwarze Perücke auf und näht die Teile des N— zusammen, während die weißen Mädchen mit der Häkelnadel Baumwolltopflappen umranden. An einer Ecke muß der Rand vom Lappen abstehen, damit man ihn daran aufhängen kann.

Wie Tauge Nichts einer Kritikerin schrieb

Sehr geehrte Frau Bueb-Gabler,

schrrieb Tauge Nichts. Sie war Frau Bueb-Gabler nie begegnet. Frau Bueb-Gabler hatte ihr auch keinen Brief geschickt. Trotzdem hatte Tauge Nichts eine Botschaft bekommen, die mit Tauges Namen begann und mit dem Namen von Frau Bueb-Gabler endete. Sie lautete: „Tauge Nichts hat offenbar böse Erfahrungen mit Männern gemacht.“ So stand es in der Zeitung. Frau Bueb-Gabler war sich offenbar nicht sicher. Tauge Nichts auch nicht. Sie wollte der Unsicherheit abhelfen. Also schrieb sie an die Zeitung: Sehr geehrte Frau Bueb-Gabler,

ich heiße Tauge Nichts, wie Sie an der Adresse sehen, die Sie wahrscheinlich nicht kannten, jetzt aber kennen. Hätten Sie sie vorher gekannt, dann hätten Sie nicht in der dritten Person von mir geschrieben, sondern mir in der zweiten Person, also Sehr geehrte Frau Nichts oder meinetwegen Liebe Frau Nichts, so wie ich Ihnen in der zweiten Person Höflichkeitsform schreibe. Dann hätten Sie mir Ihre Botschaft in Gestalt einer Mutmaßung (Offenbar haben Sie böse Erfahrungen mit Männern gemacht) oder in Gestalt einer Frage (Haben Sie böse Erfahrungen mit Männern gemacht?), also in indirekter oder direkter Form mitteilen können. Die direkte, also die Frageform ist leichter zu beantworten, nämlich in Gestalt einer zustimmenden oder ablehnenden Aussage. Habe ich böse Erfahrungen mit Männern gemacht? frage ich mich nun, ich gestehe, zum ersten Mal, und ich sage Ja, denn wer hat das nicht, böse Erfahrungen mit Männern sind ja oft Erfahrungen mit bösen Männern, und von denen haben wir viele und hatten sie, und diese Erfahrungen sitzen uns in den Knochen, bei Hitler fing es an und hört es auf, aber sie sterben ja nicht aus, die mächtigen männlichen Arschlöcher. Zudem laufen einem ja immer wieder Männer über den Weg, die, selbst wenn sie weder mächtig noch Arschlöcher sind, für böse Erfahrungen sorgen, weil sie zur falschen Zeit am falschen Ort sind, wie man so sagt, also zur passenden Zeit am geeigneten Ort, um einen mit einer zurückschwingenden Tür zu verletzen oder einer unbedachten Armbewegung oder mit einer Bemerkung, die vielleicht sogar gut gemeint ist. Auch Sie, Frau Bueb-Gabler, haben mich mit Ihrer öffentlichen Bemerkung, ich hätte offenbar böse Erfahrungen mit Männern gemacht, verletzt, egal ob sie böse oder gut gemeint war, ja es wäre mir sogar lieber, ein Mann hätte mir auf den Fuß getreten, es war also eine böse

Erfahrung mit einer Frau, und auch von dieser Art Erfahrung gibt es immerhin so viele, daß ich die Frage, ob ich böse Erfahrungen mit Männern gemacht hätte, in dieser Beschränkung verneinen muß und sie nur in Form der Frage „Haben Sie böse Erfahrungen mit Menschen gemacht?“ bejahen könnte, die aber so lächerlich klingt, daß Sie sie sicher nicht hätten stellen wollen. Da ich Ihnen also,

schrieb Tauge Nichts nach kurzem Nachdenken,

auf Ihre Botschaft in Gestalt einer direkten Frage keine eindeutige Antwort geben kann, will ich es mit der indirekten Form der Mutmaßung versuchen, die Sie in höflicher Anredeform in einem an mich gerichteten Schreiben hätten formulieren können: Offenbar haben Sie böse Erfahrungen mit Männern gemacht. Da ich für die Abwägung dieser Mutmaßung das oben Gesagte, also das Vorhandensein böser Erfahrungen mit bösen oder nichtbösen Männern oder Frauen, in Anschlag bringen muß und der darin vorgeschlagenen Behauptung weder zustimmen noch sie ablehnen kann, muß ich mich mit der einzigen Differenz beschäftigen, dem Wort „offenbar“, das auf der Skala zwischen „sicher“ und „vielleicht“ dem „sicher“ näher ist und damit auf eine fast, aber nicht ganz gesicherte Beweislage verweist. Die Beweise verdankt Ihr Schreiben einem anderen Schreiben, das ich selbst verfaßt und an niemanden gerichtet habe. Dieses Buch erzählt in der dritten Person von einer erfundenen weiblichen Person, einer Person, die allerlei Erfahrungen mit allerlei erfundenen Personen beiderlei Geschlechts macht, Micky Maus, Venus, Der Schwarze Mann, Johnny Walker, Die Herzdame und viele andere. Um die Beweiskraft Ihrer Ermittlungen zu prüfen und den Grad der Unsicherheit zu verringern oder diese womöglich ganz zu beseitigen, schlage ich vor, die erfundenen Personen zu finden und zur Rede zu stellen, insbesondere die Hauptperson, um sie nach dem Wert ihrer Erfahrungen auf der Skala zwischen Gut und Böse und vor allem nach ihrer Beziehung zu mir, Tauge Nichts, zu befragen und die Ergebnisse gemeinsam auszuwerten, dergestalt, daß –

Tauge dachte wieder nach und begann von vorne. Sehr geehrte Frau Bueb-Gabler, schrieb sie, ich bin Tauge Nichts, eine von Ihnen erfundene Person ...

Wie Tauge Nichts ein Hochhaus fallen sah

Sechs Wochen lang war Tauge Nichts mit dem Übersetzer spazieren gegangen, sechs Jahre sollte ihre Liebe dauern. Es war Frühling. Sie hatten einander an U-Bahnhöfen und Bushaltestellen getroffen und waren bis zu den Endstationen gefahren, zum Kraftwerk, in den Hafen, in die Vororte. Sie hatten Imbisse ausprobiert und Bars besucht. Dann war der Übersetzer verreist und hatte zwei Postkarten aus San Francisco geschrieben, auf der einen stand etwas vom Nebel, auf der anderen, daß er an sie denke. Bald nach seiner Rückkehr gab er Tauge eines Abends einen Tequila aus, sie küßten sich, und auf der Straße fragte er: „My place or your place?“ Es war Sommer. Beide hatten ihre Familien verlassen, und beide hatten einen Mitbewohner, eine Zweckgemeinschaft als Unterschlupf. Sie gingen zu ihm, und Tauge sagte am anderen Morgen, es könne noch viel daraus werden.

Woraus? Darüber sprachen sie nicht. Tauge Nichts ging nach Hause, legte sich in die Badewanne und war so etwas wie glücklich. Im Handtuch tanzte sie zu dem Lied von Randy Newman: *You stare across the harbor at the lights along the bay ... maybe you're falling falling falling falling – falling in love*. Sie rief ihn nicht an, sondern wartete, bis er es tat. Zwei Tage später gingen sie an den Fluß und küßten sich nicht dort und nicht in der Bar, sondern erst, als sie wieder in einem Zimmer waren, diesmal dem von Tauge Nichts. Das zweite Mal ist immer das entscheidende. Von da an träumte Tauge, wenn sie beieinander schliefen, von dem, der neben ihr lag, damit sie ihn nicht aus den Augen verlor, den geschlossenen.

Sie formulierte oft, was der Übersetzer meinte. War sie seine Übersetzerin? Tauge hatte die Einsicht gewonnen, daß Liebe ein Ausnahmezustand bleiben müsse. Der Übersetzer nannte es Unabhängigkeit. Stellten sie fest, daß sie einander ans Herz gewachsen waren, dann war es, als beugten sie sich gemeinsam über ein Problem. Sie sagten, sie seien kein Paar, das Wort Liebe fiel nicht, und beschwörende Sätze wurden in ihrem Mund zu ironischen Zitaten. „Du bedeutest mir alles“? Alles, nur das nicht. Tauge Nichts schlüpfte in die Federn eines Vogels, der zwischen Ich und Du hin- und herfliegt, dazwischen nichts, nur Luft, Wind und Thermik, keine Fragen, kaum Erzählungen, und wenn Erzählungen, dann keine Nachfragen. Beide kündigten ihrem Mitbewohner und zogen um, Tauge über eine türkische Eckkneipe, der Übersetzer in ein

gelbes Nachkriegshochhaus. Dort setzte sie sich nachts, wenn er eingeschlafen war, auf die Loggia und rauchte eine Zigarette. Ein paar Stunden später, auf dem Weg zur U-Bahn, schaute sie sich um, bevor das Haus aus ihrem Blickfeld verschwand. Es sah aus wie ein breiter Schrank mit unzähligen offenen Schubfächern, und Tauge sah es als gutes Zeichen, wenn sie das Fach, in dem sie im Dunkeln gesessen hatte, auf Anhieb erkannte, ohne das Muster aus Markisen, Markisenfarben und Nichtmarkisen zu entziffern. Der Übersetzer winkte nie.

Oft vergoß Tauge Nichts in seiner Anwesenheit Tränen, grundlos und gerne. Einmal antwortete er auf diese Tränen mit einem Satz von Oscar Wilde: *Friendship is more tragic than love. It lasts longer.* Das tat so weh, daß Tauge Nichts, während sie lachte, für diesmal wußte, warum sie weinte.

Auch dort, wo Tauge aus der U-Bahn ausstieg, stand ein Hochhaus, höher, schmaler, voller Büros und, wie es hieß, voller Asbest. Im Herbst stand es leer, und noch vor Jahresende verschwanden die opaken, bräunlich schimmernden Fenster. Irgendwann sollte es gesprengt werden, und jedesmal, wenn Tauge daran vorbeilief, fragte sie sich, ob sie bis zur Sprengung noch mit der U-Bahn zu dem Übersetzer fahren würde. Im Februar wurde das Gelände abgesperrt und die Straße, in der Tauge wohnte. Dort, mitten unter den Schaulustigen, sah Tauge den durchlöchernten Block wie durch eine Falltür in den Boden sacken und in einer Staubwolke verschwinden.

Von da an gab ihr die Baustelle das Zeitmaß: Bis der Schuttberg abgetragen ist ... Bis die Baugrube ... Bis das Fundament ... Bis das Tragwerk ...

Zwei Jahre später stand das neue Hochhaus, und noch immer traf Tauge den Übersetzer in der Bar und im Bett, bei ihm oder bei ihr.

Weitere zwei Jahre später klingelte mittags das Telefon:sie solle den Fernseher anschalten, schnell. Tauge Nichts tat es und sah die beiden New Yorker Türme fallen, fallen, fallen. Sie fielen wochenlang. Tauge wußte, daß auch der Übersetzer diese Bilder sah. Jeder sah sie.

Wie Tauge Nichts den Reichtum kennenlernte

*Little boxes on the hillside,
Little boxes made of ticky tacky,
Little boxes on the hillside,
Little boxes all the same.*

Die Schachtel, in der Tauge Nichts mit ihren Angehörigen wohnt, ist weiß, länglich und flach. Auf der Hinterseite führt ein wandgroßes Sichtfenster aufs Tal.

*There's a green one and a pink one
And a blue one and a yellow one ...*

Die Wand zur Straße ist außen hellblau angemalt. Auf diese Weise kann man die Schachtel von den anderen flachen, länglichen Schachteln an der Straße unterscheiden, deren Front beige, lindgrün, orange gestrichen oder weiß geblieben ist. Jeden Schultag läuft Tauge Nichts in ihrer Straße an fünf Schachteln vorbei, bevor sie in die sechste hineinschlüpft. Und drinbleibt.

Auch die siebte und die achte Schachtel sind ihr vertraut. Dahinter beginnt die Region der Häuser außer Sichtweite, die im fernen eine andere, größere Form annehmen, Häuser am Ende der Straße, die Schachteln der ganz Reichen. Wer arm und wer reich ist, entscheidet sich am Ausgang der Schule. Die Reichen, die ganz Reichen und die nicht ganz Armen biegen nach rechts und trennen sich an der nächsten Ecke, die nicht ganz Reichen gehen mit den Armen nach links und lassen sie am Einkaufsplatz hinter sich. Das liegt daran, daß die Enden der Siedlung Bauland sind, Bauland oder Brachland wie das Distelfeld.

Das Distelfeld ist die kahle und wilde Seite der Straße und des Lebens.

*And they're all made out of ticky tacky
And they all look just the same.*

Die Schachteln der Ärmsten sind grau und hoch, die Fenster klein. Am Rand der Siedlung geben sie Ausblick auf einen unendlich langen Zaun. Das Gebiet dahinter reicht bis zum Horizont. Am Horizont stehen Bananenhubschrauber in der Luft. Die Schachteln auf diesem Gebiet sind noch größer, die Fenster noch kleiner. Im Winter werden sie zu bunten Lichtornamenten, die in der Dunkelheit schweben. Die Bewohner tragen Tarnanzüge. Einige von ihnen sind schwarz. Niemand kennt sie, nur die

Mädchen aus den Armenschachteln. Die nehmen teil an ihrem verbotenen Reichtum, Schätzen mit Namen wie Cola, Twinkies und Kent.

Der Reichtum diesseits des Zauns heißt Kaba, Attika, Birkel, Sinalco, Palmin, Dr. Oetker. Der Klang dieser Wörter hat die sparsame Heimlichkeit der muffigen Schachteln in den Küchen-Hängeschränken oder von Besuch, den man begrüßen muß, wenn man schon den Schlafanzug anhat.

Einmal muß Tauge Nichts über das achte Haus hinausgehen. Sie prägt sich die Farbe ein, Gelb, und den Namen der Bitte, Margarine oder Schlagsahne oder Mehl, und drückt den Finger auf die Klingel in der Mauer am Gartentor. Tor, Mauer und Klingelton, Vorgarten, Plattenweg und der Fußabtreter vor der Haustür sind unnennbar anders als die eigenen. Tauge zittert vor Angst und vor Neugier auf den Anblick der anderen Diele und den anderen Geruch des Hauses. Aber kaum mit dem Paßwort über die Schwelle getreten, wird sie in eine Gesellschaft hineingezogen. Die Menschenmenge erinnert Tauge an die Kindergeburtstage in den fremden Häusern der Siedlung. Von allem, was über ihr zusammenschlägt, sieht sie nur den Schatz auf dem Tisch, auf einer Glasplatte: ein schokoladenbrauner Barren, an dessen Schnittkante ebenso wie in den glatt abgesägten Scheiben die im Innern versteckte Keksschraffur erscheint. Kalte Hundeschнауze.

Plötzlich zeigt erst ein Finger darauf und dann eine Stimme. Die Hundeschнауze hebt sich Tauge auf einem Teller entgegen, sucht ihre Berührung, Hand und Mund.

Fassungslos schüttelt Tauge den Kopf. Ihre Hände bleiben an den Armen hängen.
„Oder willst du vielleicht etwas mitnehmen?“

Da öffnet sich ihr Mund und sagt:

„Nein danke.“

Der Rückweg führt durch eine andere Straße. Auf einmal liegt das Haus mit der blauen Vorderseite in Richtung der Armen, am Weg zur Schule, zur Kaserne, zu den GlS. Es ist fast schon Abend, und das Distelfeld ist kein Spielplatz mehr, sondern eine Mondlandschaft.

Wie Tauge Nichts den Ramsch sortierte

Tauge Nichts ging gern in 1-Euro-Läden und Billigkaufhäuser, Connys Container, Rudis Resterampe, Schauen & Kaufen. Sie flog auf Rot und Schokolade. Von Adresse zu Adresse trug sie eine Tüte mit nie getragenen Highheels. Um nicht mit offenem Mund bei RTL hängen zu bleiben, sah sie selten fern. In den Wartezimmern las sie lieber Bunte und Gala als Stern und Spiegel. Gegen Glitzern war sie wehrlos. Das Normale, das sie wie jeder Normalmensch haßte, war ihre heimliche und unglückliche Liebe. Eine Zeitlang gab sie ihr nach, trug Hundeketten um den Hals und hohe Absätze unter den Fersen, kaufte Vorhänge aus Plastikperlen und Herzkissen aus rotem Kunstfell. Vieles warf sie später weg, einiges bewahrte sie auf. Manchmal wühlte sie in den Erinnerungen, die daran hingen. Die ältesten und häßlichsten sammelte sie in einer Kiste mit der Aufschrift RAMSCH.

Da ist ein Fünferpack Hanutawaffeln aus einem der ersten Supermärkte. Tauge Nichts hat es an der Kasse vorbeigeschmuggelt und ist erwischt worden. Im Glaskasten an der Seitenwand wurde sie ausgefragt und bekam Hausverbot. Die Mädchen, die Taschengeld bekamen, warteten mit ihren Süßigkeiten draußen. Sie fanden Tauge mutig. Später tuschelten sie.

Da ist eine Nylonstrumpfhose im heftgroßen Weichpack, hautfarben natürlich. Sie stammt aus dem Automaten. Weil Tauge im Portemonnaie der Mutter keine fand, hat sie die passenden Münzen auf der Fläche eines Frühstücksmessers aus dem Sparschweinschlitz rutschen lassen. Im Bad, dem einzigen verschließbaren Raum, hat sie die zweite Haut über die Beine gezogen und ihre eigenen seidigen Waden gestreichelt. Von da an tauschte sie die Nylonstrumpfhose auf dem Schulklo gegen ihre Wollstrumpfhosen aus, bis die Laufmaschen sie aufgeessen hatten.

Da ist ein Haufen Poesiealben: Reißt mir keine Seiten raus, sonst ist es mit der Freundschaft aus. In jedem stehen zwei Zeilen in Tauges Schrift: *Gott gibt die Nüsse, aber er knackt sie nicht*. Der Spruch stammte von Tauges Vater. Keine dumme Albumpoesie, für die man sich schämen mußte, wie *Edel sei der Mensch, hilfreich und gut*, aber genauso kurz. Für die Nuß schämte sich Tauge auch, aber anders. Auf die gegenüberliegende Seite, die bei den anderen Albumeinträgen mit Klebebildchen und Glitzerstaub bedeckt ist, hat Tauge Bilder gemalt – erst mit Wachsstiften, die auf die

Schriftseite abfärben, dann mit Filzstiften, die auf die rückwärtige Schriftseite durchscheinen, und dann mit blassen Buntstiften: Blumen, Bäume und Vögel.

Weiterhin ist da kein Poesiealbum, es gehört Tauge.

Ein paar andere, echte Bücher gehören ihr auch, aber Tauge hat sie verschenkt. Sie sind alle dünn und in gebrauchtes Geschenkpapier eingeschlagen, an dem noch alter Tesafilm klebt. Jedes ist nachmittags zwischen halb vier und vier aus dem Regal gezogen worden, wenn Tauge einfiel, daß sie zu einem Geburtstag um 15 Uhr eingeladen war. Auf den gebrauchten Tesafilm wurde neuer geklebt und das Päckchen mit einem gebrauchten Geschenkband umwickelt, wenn welches da war. Dann wurde Tauge rasch mit dem Auto zur Geburtstagsfeier gefahren.

Schließlich sind da noch einige Exemplare einer anderen Art von Büchern, die Tauge von ihren Mitschülerinnen ausgeliehen hat. Sie heißen Schneiderbücher und handeln meistens von Hanni und Nanni. Weil es dumme Bücher sind, hat Tauge sie aus dem Schulranzen direkt unter die Matratze transportiert und unter der Bettdecke gelesen. Sie waren schön wie Träume, die zu früh aufhören.

Ganz unten liegt ein Kleid, ein dunkelgrünes, schmales Hängerkleid, wie es über Blusen oder Rollkragenpullovern getragen wird. Das ist Tauges Kommunionkleid, in dem sie als Grashalm zwischen lauter weißen Narzissen in der Kirche stand. Dazu gehört die Langspielplatte mit Bachs Kantate „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“ Tauge bekam sie nach der Messe geschenkt, als sie zu Hause ihre Taufkerze anzünden durfte. Darin hat Jesus einen schönen Baß und ist in einen schönen Sopran namens Zion verliebt, sie sind Braut und Bräutigam und singen: Wann kommst du, mein Heil? – Ich komme, dein Teil. – Komm, Jesu! – Komm, liebliche Seele!, und dann sagt Jesus: Auf meiner Linken sollst du ruhn, und meine Rechte soll dich küssen. Da jetzt auch Tauge Jesu Braut war, trug sie über dem grünen Kleid einen dünnen Schleier, der die Schultern bedeckte. Von dem ist nur eine Spinnwebe übrig.

Am Abend nach der Kommunion verliebte sich Tauge in Jesus. Sie spürte, wie der Baß neben ihr unter der Decke lag und sie mit der Rechten küßte ... aber diese Erinnerung liegt in einer anderen Kiste.

Wie Tauge Nichts Zeugin eines Verbrechens wurde

Tauge Nichts war mit dem Hobbyfotografen in Indien gewesen. Abends, in den Hotels, hatten sie sich die Tage auf einem Speichergerät angeschaut, einem kleinen, handlich runden Kasten, Hunderte Bilder jedesmal, und jedesmal waren Tauge die Augen zugefallen. Die Augen des Hobbyfotografen waren keine Fenster, sondern Spiegel. Was er sah, warfen sie zurück – wie alles, was ihn traf. Abwehr war seine Spezialität. Im Nebenhobby war er Torwart. Seine Schüsse waren gut.

Als sie zurückgekehrt waren, ließ der Hobbyfotograf die Bilder auf dem Bildschirm ablaufen, er bearbeitete, nummerierte, selektierte sie. Tauge Nichts schaute ihm über die Schulter. Jedesmal, wenn das Gesicht des kleinen Jungen in Bombay erschien, kniff Tauge die Augen zusammen – bis es aussortiert wurde.

Er war schüchterner gewesen als alle anderen bettelnden Kinder. Kein Spiel, keine Dreistigkeit. Er lief an ihnen vorbei, drehte sich um und streckte die Hand aus, mit halb offenem Mund. Tauge sah und hörte, was geschah, mit seinen Augen und Ohren. Der Hobbyfotograf blieb stehen. Wait, sagte er (ein kurzer, bellender Laut) und zeigte auf den Fleck, an dem der Junge sich aufstellen sollte. Der Junge tat, was er tun mußte. Er stand und hob den Kopf. Seine ausgestreckte Hand sank herunter. Er wartete. Der Hobbyfotograf trat einen halben Schritt zurück und hob die Kamera. Sein Halbprofil erstarrte, er kniff ein Auge zusammen (sein Gesicht verschwand hinter dem schwarzen Teleskop). Er ging halb in die Knie und beugte den Rücken nach vorn (das spiegelnde Loch näherte sich). Das Klicken war hörbar, mitten im Straßenlärm. Der Hobbyfotograf richtete sich auf und warf einen Blick auf das Display (schaute in den Apparat). Erst dann ließ er die Kamera sinken und versenkte die andere Hand in der Hosentasche. Warf denselben prüfenden Blick auf die Münze, die er herausfischte, legte sie in die Hand des Jungen, die sich zögernd wieder hob, wandte sich ab und ging weiter (ging fort).

Als er auch für sie fort war und mit ihm die Bilder, fing Tauge an zu sehen.

- Graue Krähen auf der Kaimauer vor Sonnenaufgang, Schlafende auf dem Gehsteig. Fahle Farben.
- Ein Urinal an der Gassenecke: ein Ammoniaküberfall und erst danach vier-fünf offene, türkis gekachelte Nischen.

- Die alte Hand eines Mannes im weißen Dhoti, der Tauge eine Schachtel Streichhölzer reicht. Ihre eigenen Hände, zum Dank zusammengelegt.
- Die Blässe der Kanzlerin in der Tagesschau, ihre stumpfe Haarhaube.
- Ein Fernsehbildschirm in einer Slumhütte. Das Donnern der LKW's einen Schritt daneben.
- Ein Tisch mit Teegläsern auf einer Bretterbühne am Straßenrand.
- Verschachtelte Fassaden, Farbkaskaden.
- Rostrote Erde, gefleckt mit Abfallintarsien.
- Schnee, der verdeckt, daß es darunter ebenso leer ist, spurenlos, farblos, leblos.
- Die glitzernde Toilette neben der Bar im Hilton und Pat, der Ire, der sich mit Rumcocktails volllaufen läßt.
- Kabirs starres Halbprofil überm Steuerrad, während eine Bettlerin ans Autofenster klopft. Das Hungerzeichen.
- Ein Bikinimädchen bäuchlings auf einem Liegestuhl, am Kopfende eine Einheimische im Schneidersitz, die eine der herabhängenden weißen Hände manikürt.
- Kabel zwischen den Häusern unterm Himmel, die Schreie der Affen.
- Frau Schmid, wie sie den Gelben Sack an den Straßenrand stellt.
- Die beidseits des Rückgrats aufragenden Hüftknochen einer Kuh.
- Tauge und der Hobbyfotograf auf der Terrasse des Sea Palace, smalltalkend, schaumverloren, Halbliterflaschen Kingfisher-Bier auf dem Tisch und das Etikett mit dem Eisvogel.
- Die Macke in der Schranktür, die dort ist, seit sie dem Hobbyfotografen seine Wohnungsschlüssel entgegenschleuderte (oder er ihr, umgekehrt, die ihren?).
- Der wunde Blick des Jungen. Die Augen sind glanzlos, aber noch nicht stumpf. Tauge sieht darin eine Hoffnung, die um ihre Vergeblichkeit weiß. Die Bereitschaft, sich demütigen zu lassen, um sich zu erhalten. Sie sieht den Grund von etwas, für das sie nur die Wörter Schmerz und Verlassenheit kennt. Und den Grund, sich davon abzuwenden.

Neben dem Hobbyfotografen weiterlaufend, hatte sich Tauge umgeschaut und entdeckt, daß nicht nur mit ihr etwas geschehen war. Der Junge hatte sich nicht gerührt. Er stand an derselben Stelle, immer noch mit halb geöffnetem Mund, und folgte ihnen mit den Augen.

Wie Tauge Nichts ihre Mutter singen hörte

Im Spätsommer, zwei Monate bevor sie starb, und niemand ahnte es, obwohl doch in ihrem Kopf etwas nicht stimmte und die rechte Hälfte des Gehirns nicht wußte, was die linke Körperhälfte tat, legte sich Tauges Mutter in ihren Liegestuhl auf der Terrasse. Der Garten war ihr Liebstes. Tauge Nichts stöberte im Bücherregal. Sie nahm einen der grünen Bände Eichendorff heraus, denn sie hoffte, die Laune der verstörten Alten mit dem vertrauten Ton zu gewinnen, setzte sich auf einen der Gartenstühle, schlug auf und las vor.

Der Abend funkelte über die Felder, eine Reisekutsche fuhr rasch die glänzende Straße entlang, der Staub wirbelte, der Postillon blies, hinten auf dem Wagentritte aber stand vergnügt ein junger Bursch, der, im Wandern heimlich aufgestiegen, bald auf den Zehen lang gestreckt, bald sich duckend, damit die im Wagen ihn nicht bemerkten.

Die Glücksritter, sagte Tauge, die kenne ich nicht, aber wenn jemand eine Reise anfängt, indem er heimlich auf eine Kutsche springt – dann ist das doch der Taugenichts!

Der Bursche spielte Klarinette und hieß auch so. Er stahl eine Torte und eine Flasche Wein und floh in die Stadt, direkt vor die Füße eines wilden Studenten, der seine Verfolger in die Flucht schlug und den Burschen mit auf sein Zimmer nahm, wo er seinen Wein trank und ihn aufforderte, ihm seinen Lebenslauf zu erzählen.

Ich weiß nicht, ob mein Vater ein Müller war, aber er wohnte in einer verfallenen Waldmühle, da rauschten die Wasser lustig genug, aber das Rad war zerbrochen und das Dach voller Lücken, in den klaren Winternächten sahen oft die Wölfe durch die Löcher ins Haus herein.

Mein Gott, sagte Tauge, und das ist *meines Vaters Mühle*, von der der Taugenichts aufbricht.

Es war nämlich gerade den Abend nach einer Schlacht, man hatte den ganzen Tag in der Ferne schießen hören, da ging mein seliger Vater eilig ins Feld hinaus, denn die Mühle lag seitwärts im Grunde tief verschneit; so war der Krieg darüber weggegangen.

Und es ist Krieg, dachte Tauge, der Krieg hat immer angefangen und nie aufgehört, und sie las vor, bis sie zu einem Gedicht kam.

Es gibt doch auch ein Lied mit dem zerbrochenen Rad, sagte da Tauges Mutter.

Warte, ich kriege es noch zusammen:

*Da drunten in jenem Tale,
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das treibet nichts als Liebe
Vom Morgen bis zum Abend spat;
Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe, die hat kein End,
Und wenn sich zwei Herzlieb tun scheiden,
So reichens einander die Händ.*

Aber die Melodie, sagte die Mutter und versuchte ein paar Töne und versuchte es wieder. Ich habe sie genau im Kopf, aber ich bringe sie nicht heraus.

Tauge Nichts las weiter, bis das Zuhören so still geworden war, daß sie aufsah. Die Mutter schlief. Tauge stand auf und ging übers Gras, am Teichbeet vorbei. In der hinteren Ecke des Gartens setzte sie sich auf die Trittstufen am Rand und rauchte. Die Fliesen waren zerbrochen, und die Nachmittagssonne funkelte durch die Büsche am Hang, der einmal kahl gewesen war. Eine jahrzehntelange Zigarette später taumelten hinter ihrem Rücken plötzlich ein paar Töne in der Luft, knapp überm Gras näherten sie sich wie ein erschöpfter, herbstkranker Schmetterling. Tauge schaute über die Schulter, aber das Schilf und die hohen Wiesenblumen versperrten den Blick auf die Terrasse. Der Garten schien leer. Von der Mutter nur die dünnen, betrunken trudelnden Laute, die verlorene Melodie.

Tauge Nichts schaute und lauschte, und dann schaute sie nur noch. Der Garten still, die Mutter unsichtbar.

So wird es sein, dachte Tauge.